

Pfarrei St. Stephan
Pfarrei Unserer Lieben Frau
Seelsorgeeinheit Karlsruhe Mitte-Süd



Paulus-Lesekurs

im Paulusjahr 2008 / 09

Leitung: Pfr. Achim Zerrer

Pfarrei St. Stephan
Erbprinzenstr. 14
76133 Karlsruhe
Tel. 0721 / 9 12 74-0
<http://www.mitte-sued-ka.de/paulus>

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	2
Der Paulus-Lesekurs der Seelsorgeeinheit Karlsruhe Mitte-Süd.....	3
Beginn und Ende - Der erste Thessalonicherbrief.....	4
Bleibt auf dem Teppich! Der erste Brief an die Korinther.....	8
Paulus zwischen Amt und Person - Der zweite Brief an die Korinther.....	22
Zwei Wege - Der Brief an die Galater.....	30
Gottes Gerechtigkeit für alle, die glauben - Der Brief an die Römer.....	37
Noch einmal sage ich euch - Der Brief an die Philipper.....	42
Gebunden und doch frei - Der Brief an Philemon.....	46
Christus das Haupt - Der Brief an die Kolosser.....	52
Geeint in Christus - Der Brief an die Epheser.....	54
Der ewige Hohepriester - Der Brief an die Hebräer.....	56
Literaturverzeichnis.....	62

Der Paulus-Lesekurs

der Seelsorgeeinheit Karlsruhe Mitte-Süd

Von September 2008 bis Juli 2009 lief in der Seelsorgeeinheit Karlsruhe Mitte-Süd ein Paulus-Lesekurs: keine Vorträge, sondern eine Ermunterung, die Briefe des Völkerapostels zu lesen- allein und gemeinsam. Denn nicht ganz zu Unrecht stehen seine Rundschreiben an die Gemeinden von Korinth, Rom oder anderswo im Ruf, schwierig zu sein. Lektoren fragen in der Sakristei schon mal: "Muss ich Paulus lesen oder darf ich die Lesung aus dem Alten Testament nehmen?" Meistens zeigt sich der Pfarrer ungnädig und beharrt auf Paulus ...

Wer sich aber einmal richtig reinkniet in die paulinische Gedankenwelt und die Anfänge unseres Glaubens, dem erschließt sich ein ungeheurer Reichtum. Die Mühe des Verstehenwollens wird belohnt durch Einblicke in eine Christumystik, die heute genauso aktuell ist wie im Jahr 51 n.Chr. Der Vergleich der kleinen urchristlichen Gemeinschaften mit unserem volkshirchlichen Denken bringt so manchen Aha-Effekt mit sich für St. Stephan oder Unsere Liebe Frau.

So wollte der Kurs dazu ermutigen, die Paulusbriefe zu lesen, zu meditieren, sich an ihnen zu reiben und sich von ihnen zu mehr Glaube, Hoffnung und Liebe anleiten zu lassen. Die Kommentare in dieser Datei waren und sind als Lesehilfe gedacht- nicht als Ersatz oder Zusammenfassung der paulinischen Gedanken. Sie sollen Hintergründe beleuchten, nahe liegende Missverständnisse aus dem Weg räumen oder Vorstellungen erläutern, die Paulus bei seinen damaligen Adressaten als bekannt voraussetzen konnte, die uns Heutigen aber verschlossen sind. Ich habe die Kommentare nach den jeweiligen Gruppentreffen nicht vervollständigt oder korrigiert; einigen merkt man an, dass sie unter Zeitdruck geschrieben wurden, auch die Ausführlichkeit, mit der die einzelnen Kapitel behandelt werden, schwankt sehr stark. Es ist, wie es ist.

Ich wünsche den Paulusbriefen neugierige Leserinnen und Leser, die so tun, als ob mit jedem Text sie ganz persönlich angesprochen wären. Ich danke allen, die durch ihre Anfragen an Paulus und ihre Erkenntnisse mir geholfen haben, die Texte tiefer zu verstehen.

Viel Freude mit paulinischen Entdeckungen wünscht

Pfarrer Achim Zerrer

Karlsruhe, 29. Juni 2009

Beginn und Ende

Der erste Thessalonicherbrief

Thessaloniki liegt im Norden von Griechenland, genauer: der damaligen römischen Provinz Mazedonien. Auf europäischem Boden war die Stadt nach Philippi erst die zweite Station des Apostels. Wir wissen nicht, wie lange Paulus und seine Begleiter sich in Thessaloniki aufgehalten haben; lange genug, um eine christliche Gemeinde zu gründen, aber kürzer als sie wollten. Ihr Aufenthalt muss ein abruptes Ende gefunden haben (vgl. Apg 17,1-10). Paulus macht sich Sorgen, ob der Glaube der Thessalonicher an Jesus Christus schon gefestigt genug ist, um den Anfeindungen ihrer Umwelt (1,6) zu trotzen (3,3). So schreibt er von Korinth aus, dem nachfolgenden Missionsgebiet, im Jahr 50 oder 51 seinen ersten Brief und beginnt damit eine äußerst vielschichtige Briefsammlung.

Unmittelbar zuvor hat er von Timotheus, der die Gemeinde besuchte, gute Nachrichten bekommen (3,5f.). Die Erleichterung darüber ist dem Brief immer wieder anzumerken. Im Prinzip sind die ersten drei Kapitel eine einzige Danksagung in immer neuen Anläufen, durchsetzt von ebenso zahlreichen Aufmunterungen "Weiter so! Bleibt auf dem Weg!". Aber Timotheus hat auch davon berichtet, dass die Gemeinde beunruhigt ist über das Schicksal der Verstorbenen. Also schreibt Paulus in den Kapiteln 4 und 5 über Tod und Auferstehung. Zusammen mit den ethischen Ermahnungen, die in keinem Paulusbrief fehlen dürfen, und den Schlussgrüßen haben wir

damit die Struktur des 1 Thess vor uns. Doch nun im einzelnen.

Im ersten Kapitel dankt er für den Glauben (und die Hoffnung und die Liebe) der Gemeinde und lobt sie. Er will ihnen klar machen: ihr steht nicht allein; christliche Gemeinden in anderen Städten haben schon von der erfolgreichen Mission in Thessaloniki gehört (1,9f.). Auch in anderen Briefen erinnert Paulus ständig daran, dass die jeweilige Ortsgemeinde nicht für sich steht. Vielmehr ist sie Teil eines ganzen Netzes von solidarischen christlichen Gemeinschaften. So stellt sich Paulus Kirche vor: als Bewegung, die mit großer Dynamik die ganze damalige Welt erfasst und direkt auf die Wiederkehr Christi vorbereitet.

Mehrfach spricht Paulus von Anfeindungen oder Verfolgungen, denen die Christen in Thessaloniki ausgesetzt sind. Da müssen wir

solidarisch und verfolgt

uns keine Löwen und Grillroste vorstellen wie in späteren Zeiten (und v.a. müsste man bei diesem Thema gut unterscheiden zwischen Heiligenlegende und Wirklichkeit, aber das ist ein anderes Thema), sondern eher soziale Diskriminierungen und das Geschwätz in der Stadt. "Jetzt sind sie völlig übergeschnappt und glauben an einen Gekreuzigten. Ist doch einfach nur peinlich. Die halten sich wohl für was Besseres und brauchen uns nicht mehr. Ja, wenn das so ist. Bei denen kaufe ich nix mehr

ein. Und überhaupt, dieser Paulus, der hat euch doch nur reinlegen wollen, und ihr wart so blöd, ihm auf den Leim zu gehen." Derartiger Spott und Ausgrenzung haben sicher Spuren hinterlassen bei der kleinen christlichen Gemeinde, die sich einer Übermacht von Andersgläubigen gegenüber sah. Als Frischlinge im Glauben werden ihnen vermutlich manches Mal auch die Worte gefehlt haben, wenn sie Außenstehenden ihren neuen Glauben erklären sollten. Selbst Paulus tut sich den gebildeten Korinthern gegenüber schwer, die "Torheit des Kreuzes" plausibel zu machen und zu klären, warum die Christen so gegen den Strom schwimmen.

Paulus hat diese ablehnende Reaktion der Umwelt kommen sehen (3,4). Er hält das offenbar für ein wesentliches Merkmal seiner Überzeugungen. Sie sind nicht einfach allgemein kompatibel, sie wirken fremd für den damaligen common sense. Gegenwind ist normal. Umso mehr ist er erleichtert, dass seine Aufbauarbeit in Thessaloniki nicht umsonst war; umso mehr betont er seine herzliche Verbindung zu ihnen (2,7f., 2,17), um ihnen dadurch Mut zu machen.

Paulus ist nicht unbedingt das beste Vorbild an Bescheidenheit. Er hat keinerlei Hemmungen, sich selbst als leuchtendes Vorbild im

Der Apostel

Glauben hinzustellen (1,6). Mehr noch: die Menschen können quasi durch ihn hindurch auf Christus selbst schauen. Ihm deswegen Arroganz und Hybris vorzuwerfen, wäre aber zu einfach. Paulus hat nämlich ein Problem, das sich in den folgenden Jahren zu einem

sehr grundsätzlichen Stein des Anstoßes ausgewachsen wird: er hat nur seine eigene, innere Erfahrung, um von Christus zu erzählen. Er ist dem irdischen Jesus in Galiläa oder Jerusalem nie begegnet. Er kann keine Stories von ihm erzählen, wie das Petrus, Jakobus und Johannes in Jerusalem und Palästina ständig tun. Er hat auch kein Evangelienbuch im Rucksack, aus dem er vorlesen könnte, welche Wunder Jesus gewirkt hat. Das erste Evangelium, Markus, entsteht erst in 20 Jahren und Johannes Gutenberg war noch lange nicht geboren. Er kann sich nur auf seine Christusoffenbarung beziehen und auf das, was er bei den christlichen Gemeinden in Syrien gelernt hat nach seiner Berufung - beides wird uns beim Galaterbrief noch beschäftigen. Er kann also nur auf sich selbst verweisen, auf seine Erkenntnisse, Einsichten und Erfahrungen. Dass er in Bezug auf sein Verhalten durchaus hohe Maßstäbe an sich selbst anlegt, werden wir noch lesen. Einen Hinweis auf seine Integrität gibt er in 2,9-12. Er will der Gemeinde nicht zu Last fallen und erarbeitet sich seinen Lebensunterhalt durch seinen erlernten Beruf, Zeltmacher. Darin unterscheidet er sich sogar von Jesus selbst. Bei Matthäus 10,10 heißt es "Wer arbeitet, hat ein Recht auf seinen Lohn". D.h. wer sein Leben in den Dienst der Verkündigung stellt, soll auch davon leben können. Dieses Recht nimmt Paulus bewusst nicht in Anspruch, auf dass er keine Angriffsfläche biete für den Vorwurf, er bereichere sich an seiner Gemeinde.

Mit Kapitel 4 geht Paulus zunächst zu ethischen Ermahnungen über (4,1-12), behandelt dann das Problem der zu früh Verstorbenen (4,13 - 5,11) und schließt mit Empfehlungen

für das Zusammenleben in der Gemeinde (5,12-22).

Er verknüpft Glaubensinhalte immer sehr eng mit konkreter Glaubenspraxis. Sich irgendwie erlöst zu fühlen und Christus innerlich als Messias zu verehren - das ist nicht sein Ding. Glaube übersetzt sich bei ihm immer in Handeln. Allerdings hat er die Bereiche, die er in unserem Brief beispielhaft anführt, nicht selbst erfunden. Die Gebote, Unzucht zu meiden und andere bei Geschäften nicht übers Ohr zu hauen, sind klassische jüdische Gebote. Christliche Ethik unterscheidet sich also nicht von vornherein von jüdischer oder philosophischer Ethik. Paulus hat keine Berührungsängste, Lebenserfahrungen aus anderen Denksystemen zu importieren (vgl. 5,21). Die Abgrenzung

leben, wie es Gott gefällt

gegenüber alternativen Weltanschauungen läuft bei ihm über den Gekreuzigten. Vermutlich ist es dennoch kein Zufall, dass er ausgerechnet Sexualität und Besitz anführt, sind dies doch zentrale menschliche Kennzeichen. So als wollte er den Thessalonichern zurufen: vergesst nicht, euer *ganzes Leben* vom Willen Gottes prägen zu lassen. In seinen Augen ist dies ein nie endender Prozess. Er stellt den Adressaten ein positives Zeugnis aus (4,1), verbietet ihnen aber zugleich, sich auf diesen Lorbeeren auszuruhen (4,10). Oder positiv formuliert: Er traut den bescheidenen christlichen Anfängen in Thessaloniki noch viel zu.

Der Schlüsselvers des folgenden Abschnitts ist 4,15. Paulus beteuert, dass die Lebenden bei der Wiederkunft Christi keinen Startvorteil haben gegenüber den bis dahin schon Verstorbenen.

Was uns seltsam vorkommt, wird plausibel angesichts einer Denkvoraussetzung, die Paulus mit der ganzen frühen Christenheit teilte. Sie alle waren erfüllt von der sogenannten "Naherwartung", der felsenfesten Überzeugung, dass die Wiederkunft Christi unmittelbar bevorstehe. Christus ist ein erstes Mal auf die Welt gekommen, als Mensch und Kind in Betlehem (oder vielleicht auch Nazaret). Er ist nach seinem Tod und seiner Auferstehung zu Gott Vater in den Himmel aufgefahren. Wenn

Komm, Herr Jesus

er das zweite Mal auf die Erde kommt, am Ende der Zeiten, wird er die Erlösung vollenden, die er mit seiner Menschwerdung ins Rollen brachte. Für uns klingt das Stichwort "Ende der Welt" meistens nach Horrorszenario; wir hören Klimakatastrophe und Atom-bombe in Pakistan und Iran mit. Für Paulus war es der Inbegriff seiner Sehnsucht, die Fülle des Heils.

Aus dem Abschnitt lässt sich indirekt erschließen, dass die urchristliche Missionspredigt auf den Marktplätzen von Thessaloniki sehr stark auf die baldige Wiederkehr des Auferstandenen ausgerichtet war - so sehr, dass niemand auf den Gedanken kam, der Tod könnte schneller sein. Offensichtlich ist ein Mitglied der Gemeinde nach der Abreise des Paulus gestorben und hat die anderen in tiefe Verwirrung gestürzt. Da sie die Ankunft des Weltenherrschers bei lebendigem Leibe erwarteten (Paulus selbst hat wohl bis zum Ende seines Lebens an dieser Erwartung festgehalten), fragten sie sich: Was wird aus unseren Toten? Werden sie auch erlöst oder betrifft das Heil nur die Lebenden? Dieser Befürchtung setzt

Paulus seine Aussage in 4,15 entgegen. Ob jemand tot ist oder noch lebt, ist egal; alle, die zu Christus gehören oder gehörten, werden auch am Ende der Zeiten bei ihm sein. Interessant ist, dass Paulus die Auferstehung oder das ewige Leben hier als Zusammensein mit Christus bezeichnet (4,17).

So sehr Paulus also das Ende der Zeiten für die nächste Zukunft erwartet, so sehr betont er den eigenständigen Wert der Zeit, die bis da-

Ihr seid Kinder des Lichts

hin noch vergehen wird. Das ist der Sinn von 5,1-11. Der "Tag des Herrn" (schon im Alten Testament ein feststehender Begriff für Vollendung und Gericht) ist Licht. Dieses

Licht strahlt bereits heute auf das gegenwärtige Leben der Christen; in ihrem Verhalten sollen sie sich als lichtvoll und nüchtern erweisen.

In der Naherwartung hat Paulus sich getäuscht. Christus ist weder zu seinen Lebzeiten noch in den folgenden 20 Jahrhunderten auf die Erde gekommen. Die junge Christenheit hat diesen Irrtum gut wegstecken können. Sie hat gelernt, dass es nicht auf die zeitliche Fixierung ankommt, sondern auf den Inhalt: das Bei-Christus-Sein. Die Evangelien, die 20 bis 40 Jahre nach Paulus entstehen werden, formen die "Naherwartung" in eine "Stets-Erwartung" und den Ruf zu ständiger Wachsamkeit um (vgl. Mt 25,1-13).

Achim Zerrer, 20.09.2008

Bleibt auf dem Teppich!

Der erste Brief an die Korinther

Von Thessaloniki zieht Paulus nach Süden und baut in Korinth eine Gemeinde auf. Nach ein paar Monaten schreibt er von dort aus den ersten Thessalonicherbrief. Im Unterschied zu allen anderen Briefen kann er darin allerdings noch keine Grüße von Korinthern an Christen in Thessaloniki ausrichten – wahrscheinlich deshalb, weil er noch keine kennt. Auch ein Völkerapostel muss klein anfangen und sich erst die Beziehungen erarbeiten, die ihm eine Verkündigungstätigkeit ermöglichen.

Rund anderthalb Jahre hat Paulus in Korinth gelebt. Den ersten Brief an die Korinther schreibt er ein paar Jahre später, 54 oder 55, von Ephesus aus. Es ist nicht der erste briefliche Kontakt zwischen Paulus und der Gemeinde. Aus 1 Kor 5,9 geht hervor, dass er sich schon einmal bei ihnen gemeldet hat. Den Inhalt dieses Schreibens kennen wir allerdings nicht. Außerdem gibt es schriftliche Anfragen der Gemeinde an ihn (vgl. 7,1) sowie mündliche Botschaften (1,11; 5,1; 11,18) – Paulus steht also über seine uns erhaltenen Briefe hinaus in gutem Kontakt mit seinen Gründungen.

Einige Stichworte zu Korinth: Als griechische Stadt wurde sie 146 v. Chr. von den Römern zerstört und erst 100 Jahre später als römische Stadt wieder neu gegründet. Im Unterschied zum traditionsreichen Athen gab man sich in Korinth gerne fortschrittlich, fühlte sich nicht so stark der Vergangenheit verhaftet. Korinth lebte vom Handel und vom Hafen, eine pul-

sierende Mittelmeerstadt, in der es nichts gab, das es nicht gab: Götter, Tempel, Kulte, Religionen, Philosophien, Weltanschauungen, Vereine, Bruderschaften, etc. Der Ruf der Stadt war sprichwörtlich schlecht, wobei man heute annimmt, dass viele der Schmähungen wohl doch nicht der Realität entsprachen. Alle zwei Jahre fanden die Isthmischen Spiele statt, so eine Art Olympiade in klein. Daher bezieht Paulus wohl seinen Vergleich mit den Läufern im Stadion.

Die Gemeinde setzte sich aus Juden- und Heidenchristen zusammen, mit einem höheren Anteil der letztgenannten Gruppe. Mehrheitlich bestand die Gemeinde aus Leuten niedriger Herkunft. Dennoch gehörten Reiche dazu. Zeichen für eine große Integrationskraft, aber auch Anlass für Spannungen.

Weitere Spannungen ergeben sich daraus, dass die Korinther auch nach ihrer Bekehrung Kontakt halten zu ihren alten Freunden und Bekannten. Es gab Kontakte in Mischehen (7,12-16), am Arbeitsplatz (4,12), auf Märkten (10,25), Einladungen (10,27). Es war nie das Ding des Paulus, einen Rückzug ins ungefährdete Ghetto zu predigen.

Der Apostel hat am Glauben und Verhalten der Korinther einiges zu kritisieren. Allerdings sind die Frontlinien nicht immer klar auszumachen. Sicher ist, dass die Korinther zu einer Abwertung alles Leiblichen neigten und ein starkes, Paulus würde sagen 'überzo-

genes' Freiheitsverständnis hoch hielten. Sie glaubten sich bereits in einer anderen Welt, in der die alten Bindungen und Regeln nicht mehr gelten.

Schauen wir uns an, was Paulus ihnen sagt: Einleitung und Dank bestehen wie immer nicht nur aus Floskel, sondern sind sehr bewusst auf die Adressaten hin formuliert. Erkennen Sie die Themen, die Paulus darin andeutet und später ausführt?

In den ersten vier Kapiteln greift Paulus die Spaltungen in der Gemeinde auf (1,10). Seine Ursachenforschung bleibt nicht bei der Sozio-

Die erste Kirchenspaltung ?

logie stehen, bei Sympathien oder Rivalitäten (3,3). Er erkennt hinter der Grüppchenwirtschaft vielmehr ein theologisches Problem: die Korinther haben noch nicht richtig verstanden, wer Christus ist; sie haben sich noch nicht genügend von seinem Geist prägen lassen. Daher verwechseln sie ihren Bezugspunkt: Sie stellen nicht Christus in die Mitte, sondern stilisieren einen Menschen zu ihrem persönlichen Guru (1,11f.) und grenzen sich voneinander ab, indem sie sich auf einen der Apostel berufen. Apollos hat die korinthische Gemeinde nach dem Weggang des Paulus wohl geleitet. Petrus-Kephas war ihnen zwar nicht persönlich bekannt, aber sicher ein Begriff. Die „Christus-Partei“ dürfte eine ironische Übertreibung des Verfassers sein.

Mit der Gegenüberstellung von „Weisheit dieser Welt“ und dem „Wort vom Kreuz“ haben wir den ersten Knackpunkt des paulinischen Denkens vor uns (1,17). Das Stichwort

Weisheit darf uns aber nicht an die alttestamentlichen Bücher der Weisheit denken lassen. Diese bezeichnen denjenigen als weise

Törichte Weisheit

und klug, der sich an die Gebote Gottes hält und es versteht, sie in den verschiedensten Situationen des Alltags anzuwenden. Die Korinther hingegen haben ein anderes Verständnis von Weisheit. Da geht es um Rhetorik und geschliffene Rede, um den intellektuellen Wettstreit von Philosophen, um einleuchtende Argumente und auch um die gesellschaftliche Anerkennung, die ein gewandter Redner erfährt – wir befinden uns in Korinth, nicht weit von der Stadt eines Sokrates und Platon.

Dieser „weltlich“ verstandenen Weisheit setzt Paulus das Kreuz Christi radikal entgegen. Es lässt sich mit rein menschlichen Maßstäben nicht plausibel machen, warum Gott die Erlösung der Menschen ausgerechnet am Kreuz gewirkt haben soll. Nicht nur für griechische, auch für jüdische Ohren (Dtn 21,23) war dieser Gedanke unerträglich und absurd. Mit gesundem Menschenverstand betrachtet, kann man nur sagen: Jesus hat verloren, er ist gescheitert mit seinem Anspruch, das erwählte Volk zu sammeln und neu auf Gott hin auszurichten.

Paulus will also sagen: Man kann den Kernpunkt der christlichen Botschaft, das Kreuz Jesu Christi, mit herkömmlichen Maßstäben nicht messen. Das Kreuz durchkreuzt die gewohnten Spuren, auf denen Menschen bislang nach dem Sinn ihres Lebens gefragt haben und nach der Existenz eines höchstens Wesens. Es braucht andere Maßstäbe, ein neues

Denken, das bleibend die Signatur des Kreuzes trägt. Die christliche Verkündigung darf nicht ihrerseits wieder nach der Logik der

Das Wort vom Kreuz

Weisheit dieser Welt denken und ein „schlüssiges“, aber eben von Menschen gemachtes Gedankengebäude errichten. Das, was in Christus geschehen ist, lässt sich einfach nicht menschlich nicht herleiten. Es ist ausschließlich das Werk Gottes. Und wir Menschen haben keine andere Chance, als uns auf diese neue Logik Gottes einzulassen.

Wohlgemerkt: Paulus argumentiert kein bisschen, warum es sinnvoll sein könnte, das Kreuz als Ort der Erlösung anzuerkennen. Er behauptet es einfach- mit einer Sicherheit, die er aus seinem Bekehrungserlebnis vor Damaskus bezieht.

Die soziologische Zusammensetzung der Gemeinde dient ihm als Veranschaulichung dessen, was er meint (1,26-29). Mit menschlichen Maßstäben betrachtet gibt es da nicht viel Staunenswertes: lauter Leute aus der Unterschicht. Ausgerechnet sie werden von Gott erwählt und nehmen die Botschaft von Christus an.

Auch auf sich selbst kann er verweisen (2,1-5). Vielleicht macht Paulus da aus der Not eine Tugend und verkauft seine mangelhaften rhetorischen Fähigkeiten als Teil des Planes Gottes – das wäre nicht mal ungeschickt. Wichtig zu sagen ist ihm: das Kreuz bringt andere Wertungen, andere Maßstäbe mit sich. Und es braucht einen Sprung dahin. Es gibt

keinen gleitenden, erlernbaren Übergang. Man muss sich entscheiden.

Nachdem er klargestellt hat, dass die Logik des Kreuzes nicht der Weisheit dieser Welt gehorcht, macht er sich in 2,6ff. daran, die Weisheit Gottes positiv zu beschreiben und postuliert einen verborgenen Plan Gottes, den Er in Christus enthüllt hat. Aber es ist Gott selbst, der den Gläubigen auf die Sprünge helfen muss (2,10).

In Kapitel 3 kehrt zum Symptom der mangelnden Kreuzeserkenntnis zurück: den ungesunden Gruppenbildungen in Korinth. Sie sind in seinen Augen klares Anzeichen für die Selbstüberschätzung der Korinther. Sie halten sich für geistbegabt, aber sie handeln nicht aus dem Geist (3,3). Richtiger Glaube ist nicht ohne richtiges Handeln zu haben (vgl. Gal 5,25).

Da die christlichen Lehrer und Missionare von den Korinthern zu Unrecht für ihre eigenen Überzeugungen vereinnahmt werden,

Apostel Christi Jesu

versucht Paulus sich im Folgenden an einer Klärung des Apostelamts. Er unterstreicht, dass er und seine Kollegen nicht auf eigene Rechnung arbeiten; jeder arbeitet vielmehr auf eigene Weise auf Christus zu. *Er* ist das Ziel aller Bemühungen. *Er* ist der Chef. Daher kann es keinen anderen Maßstab geben als den des Kreuzes (3,11). Die Gemeinde mit Weisheit der Welt aufbauen zu wollen hieße, vergängliches Stroh als Baumaterial einzusetzen.

In Kapitel 4 grenzt Paulus sich zunächst vom Urteil der Gemeinde ab. Ebenso wie die Christen frei sind von einer exklusiven Bindung an einen Apostel (weil die wesentliche Bindung die an Christus ist, vgl. 3,23), ist umgekehrt auch Paulus frei vom Urteil der Gemeinde – eine abschließende Beurteilung kommt nur Christus zu (4,4). Vielleicht wehrt Paulus sich hier gegen abschätziges Stimmen seiner Person gegenüber.

Wenige Verse später geht er zum Angriff über. Mit ironisch-sarkastischem Unterton attestiert er den Korinthern, dass sie schon satt

Zuviel des Guten

und reich und klug seien (4,8.10). Sie fühlen sich dank ihrer ach so großartigen Weisheit und Geistbegabung bereits wie im Himmel. Dem stellt Paulus seine erbärmliche und gefährdete Existenz als Apostel gegenüber. Wenn die Korinther die vorhergehenden Abschnitte über das Kreuz Christi auch nur halbwegs kapiert haben, müsste ihnen langsam dämmern, was Sache ist ...

In 4,16 ermahnt Paulus die Gemeinde, seinem Beispiel zu folgen. Nach allem, was vorausging, kann damit nur gemeint sein: „Lebt nach Art des Kreuzes“. Ähnliche Weisungen finden sich in 10,33 und 11,1 oder 1 Thess 1,6.

Die grundlegende Unterscheidung zwischen Weisheit der Welt und Weisheit Gottes in den ersten vier Kapiteln ist nicht nur theologisches Glasperlenspiel; das macht Paulus in den Kapitel 5 und 6 deutlich, in denen er aktuelle Missstände aufgreift. Die Tatsache,

dass ein Gemeindemitglied mit der eigenen Stiefmutter zusammen lebt, ist an sich schon beschämend genug. Die Begründung aber, mit der die Gemeinde dieses Verhalten rechtfertigt, macht den Vorgang vollends ungeheuerlich: Die Korinther wännen sich schon so

Solche und solche Freiheit

sehr in Gottes neuer Welt, dass sie sich von den Verhaltensmaßstäben der alten Welt völlig dispensieren. Eine falsch verstandene christliche Freiheit stellt ihnen einen Freibrief für die Ethik aus.

Doch da haben sie die Rechnung ohne Paulus gemacht. Seine Rede von der neuen Schöpfung (2 Kor 5,17), vom Sein in Christus, von der Zugehörigkeit zu Gottes neuer Welt ist im existenziellen Sinn gemeint. Die moralischen Handlungsanweisungen werden deshalb aber nicht neu erfunden. Im Gegenteil erweist sich die paulinische Ethik als recht unoriginell. Die meisten Anweisungen übernimmt er aus dem Judentum (z.B. 5,11 und viele weitere Lasterkataloge), einige der griechischen Philosophie.

Anders ausgedrückt: die bewährten und sinnvollen Spielregeln menschlichen Zusammenlebens gelten in der Gemeinde Christi fort und können nicht durch den Verweis auf die Freiheit im Geist außer Kraft gesetzt werden.

Für Paulus lag hier ein besonders krasser Fall von Fehlverhalten vor, das so schwer wiegt, dass die Gemeinde insgesamt sich vor ihm schützen muss: der Übeltäter muss ausgeschlossen werden (wohlgemerkt: damit sein Geist einmal gerettet werde, 5,5). Paulus

kennt auch weniger drastische Disziplinarmaßnahmen, aber hier sieht er die Integrität des Leibes Christi, der Gemeinde, gefährdet.

Ähnlich peinlich findet Paulus die Unfähigkeit der Korinther, ihre Streitfragen intern zu klären (6,1); stattdessen rennen sie zu den

Einer gegen den anderen

heidnischen Gerichten, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass sich durch ihre Hinwendung zu Christus etwas ganz Grundlegendes geändert hat: Sie gehören nicht mehr der alten Welt an, sondern Christus. Wenn sie doch wieder in die alten Muster zurück fallen, geben sie ihre Eigenständigkeit und Würde als Gottesvolk auf.

In 6,7 setzt Paulus noch eins drauf: die Christen sollten besser sogar auf die internen Schiedsgerichte verzichten und sich lieber Unrecht antun lassen (vgl. 13,5). Vermutlich ist der Abschnitt nur zu verstehen, wenn man mitdenkt, dass Paulus das Ende der Welt kommen sieht. Die Wiederkunft Christi steht unmittelbar bevor. Da kann man sich nicht mit Geplänkel aufhalten. Zugleich wird aus dem Abschnitt deutlich, wie sehr Paulus die großen theologischen Linien seines Denkens auf Alltagssituationen herunter bricht. Auch in den scheinbar unbedeutendsten Handlungen (zumindest die Korinther gaben ihnen keine besondere Wichtigkeit) spiegelt sich das Ergriffensein von Christus.

Bei den Engeln von 6,3 müssen dunkle Engelmächte gemeint sein; welche Vorstellung Paulus dabei geleitet hat, bleibt aber unklar.

Im zweiten Abschnitt von Kapitel 6 schiebt Paulus eine Begründung für seine Empörung in Kapitel 5 nach. Mit „Mir ist alles erlaubt“ zitiert Paulus ein Schlagwort der Korinther. Es bringt ihre Auffassung von christlicher Freiheit ins Wort. Grundsätzlich würde Paulus dem wohl zustimmen (vgl. 3,21). Aber angesichts der Übertreibungen seiner Adressaten muss er einschränken. Die Freiheit darf nicht dazu führen, sich in neue Abhängigkeit zu begeben.

Erstaunlich ist, wie sehr Paulus den menschlichen Leib in das neue Dasein der Christen einbezieht. Der Glaube spielt sich nicht im Inneren ab, sondern betrifft auch den Körper. Gerade den Korinthern, die so sehr den Geist und das Pneuma schätzen, muss er das immer wieder einbläuen. Der Mensch „leibt und

Ihr seid Tempel Gottes

lebt“. Er wird leiblich auferweckt werden (6,14); daher beansprucht Christus auch jetzt schon den Leib (6,13d). Der Leib ist der Wohnort des Geistes (6,19).

Kapitel 7 verhandelt Ehe und Ehelosigkeit. Man beachte, dass der Apostel hier keinen Unterschied macht zwischen Mann und Frau. Seine Empfehlungen gelten immer beiden Geschlechtern. Inhaltlich laufen die verschiedenen Abwägungen darauf hinaus, gegenüber dem Ist-Zustand keine Veränderung anzustreben (7,17.24). Wer verheiratet ist, soll es bleiben. Wer solo ist, nicht nach einem Partner oder einer Partnerin suchen.

Das ganze Kapitel ist angestoßen durch eine entsprechende Anfrage aus Korinth (7,1a).

Paulus zitiert in 1b die korinthische Devise „Das beste ist es, wenn ein Mann überhaupt keine Frau berührt.“ Das kommt dem persönlichen Standpunkt des Apostels zwar nahe (7,26), aber als generelle Leitlinie mag er es nicht gelten lassen. Denn er erkennt dahinter eine ungesunde Leibfeindlichkeit. In 6,12-20 hat Paulus sich schon gegen ein Leibverständnis gewehrt, das im geistlichen Höhenrausch meint: „Der Geist Christi, der uns ganz und gar erfüllt, erlaubt uns, alles zu tun, was wir möchten.“ Aus derselben Überzeugung der Geisterfülltheit haben manche Korinther aber die gegenteilige Konsequenz gezogen: „Wir sind so vom Geist erfüllt, dass wir den Leib und alles Sexuelle gar nicht mehr brauchen und weit hinter uns lassen.“ Beide Auffassungen vertragen sich nicht mit der paulinischen Hochschätzung des Leibes.

Entgegen des frauen- und sexualfeindlichen Rufes, der Paulus manchmal anhaftet, bricht er in Kapitel 7 also eine Lanze für die Ehe. Freilich liefert er keine ausgearbeitete Ehe-theologie; er wehrt nur korinthische Übertreibungen ab. Die Basis seiner hier vorgetragenen Argumentation ist recht schmal. Es ließe sich aus heutiger Sicht gewiss noch mehr über die Ehe sagen als nur, dass sie zügellose Unzucht verhindert und den Sexualtrieb bändigt. Aber man muss den Zusammenhang einer antiken Hafenstadt und den jüdischen Horror vor Unzucht aller Art in Rechnung stellen.

Die Christen sollen also generell in dem (Zu)Stand bleiben, in dem sie sind. Wenn ein Christ mit einer Heidin zusammen lebt, muss der christliche Teil nicht fürchten, aufgrund der Geschlechtsgemeinschaft irgendwie befleckt, d.h. im Status als Geiststräger beein-

trächtig zu werden. Wieder ein Hinweis darauf, dass Paulus nie einen Rückzug ins christliche Ghetto predigt. Allerdings akzeptiert es Paulus, wenn der nichtchristliche Teil die Ehe verlässt.

Ab V 25 bis zum Ende des Kapitels geht es um Verlobte. Verlobtsein hatte denselben rechtlichen Status wie Verheiratetsein. Wieder wendet sich Paulus gegen einen korinthischen Irrtum, nämlich den, dass gesagt wurde: Wer seine Verlobte heiratet (wobei die Verlobung vor der Bekehrung stattfand), sündigt (7,28).

Im Verlauf des Abschnitts wird deutlich, wie sehr Paulus apokalyptisch denkt. Die jetzige Welt wird nicht mehr lange bestehen (7,31b). Daher wäre es für ihn absurd, sich an die Dinge dieser Welt zu klammern, als wären sie das einzig Sinnstiftende (7,29-31). Andererseits darf die vergehende Zeit auch nicht einfach als Sünde abqualifiziert werden.

In den Kapiteln 8 bis 10 erörtert Paulus, was es mit der christlichen Freiheit auf sich hat. Die Frage des Götzenopferfleisches muss damals ein schweres Problem gewesen sein. Ununterbrochen wurde auf einem von wohl tausenden Altären irgendeinem Gott ein Opfer

Rücksicht auf die Schwachen

dargebracht. Dabei wurde allerdings nicht das ganze Huhn verbrannt, sondern nur ein Teil. Ein großer Teil des Fleisches ging entweder als Bezahlung an den Priester, wurde bei einem Festschmaus des Opferstifters in großer Runde verzehrt oder landete auf dem regulären Fleischmarkt. Die Frage war, ob man mit

dem Verzehr von solchem Opferfleisch irgendwie den angebeteten Gott anerkennt. Die Korinther scheinen mehrheitlich der Meinung gewesen zu sein: es gibt sowieso keine Götter, also gibt es auch keine richtigen Opfer, folglich kann man alles essen. Aber es gab auch Gemeindemitglieder, die das so nicht nachvollziehen konnten. „Was ist, wenn es den Götzen doch gibt und er Einfluss über mich gewinnt, wenn ich sein Fleisch esse?“ Paulus kommt diesen Christen, die ihrer Sache nicht so ganz sicher sind, sehr weit entgegen; sie bestimmen die Grenze der Freiheit der anderen (8,9).

Paulus führt diesen Gedanken noch weiter: Anhand seines eigenen Beispiels zeigt er, dass es größere Freiheit ist, auf den eigentlich

Freiheit zum Verzicht

gestatteten Gebrauch der Freiheit zu verzichten. Er nimmt freiwillig die Privilegien nicht in Anspruch, die ihm als Apostel zustünden (9,4ff.). Mehr noch: er schlägt sogar das Angebot Jesu aus (9,14f.).

So kommt er zu einem Freiheitsbegriff, der nicht auf Schrankenlosigkeit abzielt. Stattdessen ist Freiheit für ihn die Bindung an Christus und den Auftrag, den er von ihm erhalten hat. Daher seine sehr weitgehende Bereitschaft und Fähigkeit, sich seiner Umgebung anzupassen (9,19-23): der ganze Lebensstil dient Christus. Ebenso dient es der Verkündigung der Frohen Botschaft, dass er sich einer zielgerichteten Selbstdisziplin unterwirft (9,24-27).

In Kapitel 10 folgt ein ganz eigener Stil der Bibelauslegung, der uns heute kaum noch zugänglich und nachvollziehbar ist, damals aber gängig war. Paulus bezieht sich auf die Geschichte des widerspenstigen Volkes Israel, das seinen Gott Jahwe auf der Wüstenwanderung immer wieder provoziert und sich dadurch selbst ein Bein gestellt hat, indem es Gott nicht vertraute. Die Argumentation läuft darauf hinaus: die bloße Zugehörigkeit zum Volk Gottes ist noch lange keine Garantie für die Errettung. Viele sind verloren gegangen, weil sie sich letztlich und im Konkreten doch nicht auf Gott eingelassen haben. Ebenso – und nun kommt die Warnung an die Korinther (10,12), derentwegen Paulus den ganzen Abschnitt 10,1-11 anführt – stehen auch die Korinther auf wackligem Boden, wenn sie sich zu viel auf ihre ach so tolle Erkenntnis einbilden. Der Empfang von Taufe und Herrenmahl macht nicht immun gegen Lieblosigkeit. Wenn sie ihre durch Christus gewonnene Freiheit nicht in rechter Weise einsetzen, kommt das einer Herausforderung Gottes gleich (10,22) – und wer dabei den Kürzeren ziehen wird, lässt sich an einem Finger abzählen und steht auch schon glasklar in den bekannten Heiligen Schriften.

Haben Sie die unterschiedliche Gewichtung des Sachverhalts wahrgenommen? In 10,14.18-21 schließt er die Teilnahme an Götzenopferfeiern und den Verzehr von Opferfleisch fast schon kategorisch aus. In 8,7f. sah er das noch vergleichsweise locker. Der Verzicht auf Opferfleisch war jedenfalls nicht in der Sache begründet, sondern in der Rücksichtnahme auf schwache Gemeindemitglieder. Das heißt doch wohl: im Lauf der Überlegungen und des Diktierens ist ihm klar ge-

worden, dass die Opferfleischfrage doch zentraler ist, als er zunächst angenommen hatte. Im speziellen Fall von Korinth hätte sie das Zeug, die Gemeinde zu spalten. Das muss unbedingt verhindert werden; also hängt Paulus am Schluss des Gedankengangs die einzelnen Argumente höher.

Darum kann er nun sehr klar das Kriterium formulieren: Jeder Gebrauch des Geistes und

Der Aufbau der Gemeinde

der christlichen Freiheit muss sich daran messen lassen, ob er den Aufbau der Gemeinde fördert (10,23f.). Oder anders: Liebe steht höher als Freiheit (vgl. 8,1).

Und noch ein Gedanke zwingt Paulus dazu, die Teilnahme von Götzenopfern auszuschließen: Der Empfang des sakramentalen Leibes Christi (heute der Hostie) stiftet Gemeinschaft als ekklesiologischer Leib Christi, die Kirche. Wer sich für den Herrn entscheidet, wird ganz von ihm in Anspruch genommen; da ist kein Platz für einen weiteren Besitzanspruch eines Götzen – selbst wenn dieser Götze gar nicht wirklich existiert.

Da Paulus im Laufe des Gedankengangs eh schon auf das Herrenmahl zu sprechen kam, schließt er nun ein Kapitel über die Feier des Gottesdienstes an. Über die Frage, ob es schicklich ist, lange Haare zu tragen oder nicht, streiten sich Mütter mit ihren Söhnen ja bis heute. Paulus kann sich für sein Anliegen auch nur auf Konvention berufen (11,13-16), nicht auf theologische Gründe. Lassen wir ihm also einfach seine Meinung im Jahr 55 n. Chr., dass eine Frau bitteschön langes Haar

tragen und ein Mann gefälligst häufig zum Friseur gehen soll. Für 14,35f. sollten wir uns aber merken, dass Frauen ohne Einschränkung im Gottesdienst vorbeten dürfen.

Der Rest der Argumentation in diesem Abschnitt, mit Über- und Unterordnung und Abstammung der Geschlechter, ist wieder beste rabbinische Schriftauslegung, bei der das Ergebnis wichtiger ist die Herleitung (kommt von daher das Sprichwort: etwas an den Haaren herbei ziehen ... ?). Auch 11,11-12 sollten wir uns merken als Relativierung der zuvor genannten Überordnungen.

In manchen Übersetzungen wird übrigens von Kopfbedeckung oder Verschleierung gesprochen. Tatsächlich geht es aber nur um die Haartracht, die ja sozusagen die biologisch (bis zu einem gewissen Alter) festgewachsene Kopfbedeckung ist.

Um den nächsten Abschnitt zu verstehen, muss man wissen, dass der Gemeindegottesdienst in der Urkirche aus zwei Teilen bestand: einem gemeinsamen Abendessen und

Misstände beim Gottesdienst

der eigentlichen Eucharistiefeier. Wie beide Teile genau ineinander verschachtelt waren, ist nicht sicher; vielleicht so, dass die Feier mit einem Wortgottesdienstteil und dem Brotbrechen begonnen wurde. Daran schloss sich ein normales Abendessen an, zu dem jeder etwas mitbrachte und alles gemeinsam verzehrt wurde. Den Abschluss bildete die rituelle Kelchkommunion.

Da es offensichtlich darum geht, dass die einen nicht auf die anderen warten (11,33), können wir uns die Szene wohl so vorstellen: die Reichen kommen frühzeitig (die anderen müssen ja noch arbeiten) und fangen schon mal an, die mitgebrachten Lebensmittel samt dem Wein zu verspeisen. Bis dann die Sklaven und Arbeiter dazustoßen, sind die anderen bereits betrunken und das Buffet, das für die Sättigungsmahlzeit zwischen Brot- und Kelchkommunion vorgesehen ist, sieht schon reichlich geplündert aus.

Das bedeutet nichts anderes als die Aufkündigung der sozialen Gemeinschaft – und das ausgerechnet dann, wenn die rituelle Gemeinschaft mit Christus im Herrenmahl gefeiert wird! Kein Wunder, dass Paulus fuchsiger wird.

Ihn leitet die Vorstellung, dass die sakramentale Gemeinschaft mit dem Herrn, seinem „Leib“, ein Pendant in der Gemeinschaft der

Der zweifache Leib Christi

Gläubigen untereinander braucht; denn auch sie sind in ihrer Gemeinschaft Leib Christi. Der Begriff „Leib Christi“ schillert bei Paulus immer zwischen diesen beiden Bedeutungen: Hostie und Gemeinde. Darum bezieht sich die Schuld am Leib des Herrn von 11,27.29 auf den Bruch der Gemeinschaft, nicht auf ein irgendwie „unandächtiges“ Empfangen des Brotes. Die Feier des Herrenmahles ist also nichts Individuell-innerliches. Sie führt immer auch in die Gemeinschaft der Brüder und Schwestern.

Wir haben schon mehrfach gesehen, dass ein Grundproblem der Korinther ein einseitiges

Verständnis ihrer Geistbegabung ist. Sie sind so enthusiastisch drauf, dass sie mit diesem Geist fast alles rechtfertigen- aber sowohl die

Die Gaben des Geistes

Bindung an Christus als auch an den Bruder aus dem Blick verlieren. Daher setzt Paulus mit den Kapitel 12 bis 14 zu einer grundsätzlichen Klärung an, was es mit den Gaben des Heiligen Geistes im Zusammenhang der Gemeinde auf sich hat.

Er beginnt mit dem Hinweis auf die Zweideutigkeit ekstatischer Phänomene. Auch die Verehrer von heidnischen Götzen kennen ekstatische Praktiken (12,2). Unterscheiden lassen sich heidnische und christliche Ekstase nicht äußerlich, sondern nur durch ihren Inhalt: das Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Herrn. Dieses „Bekenntnis“ muss wohl verstanden werden als ein Bekenntnis des Lebens. Es geht nicht darum, unverbindliche Worte zu formulieren, sondern den Geist in einer christlichen Lebensführung im Alltag wirken zu lassen (vgl. Kap. 13). Mit Vorblick auf die Zungenrede (Kap. 14) betont Paulus hier also: jeder, der christlich lebt, hat den Heiligen Geist, nicht nur der, der besonders auffällige Geistesgaben vorweisen kann.

Im nächsten Schritt führt Paulus die verschiedenen Gaben auf den einen Geist zurück. In der gemeinsamen Quelle sind alle verbunden. Die Spaltungen beim Herrenmahl (Kap. 11) oder die Parteibildung (Kap. 1-4) erweisen sich so noch einmal als völlig untragbar. Auch lässt sich die Gabe nicht vom Geber trennen. Wenn ein Mensch ein besonderes

Charisma zeigt, so „besitzt“ er es doch nicht; es bleibt Gabe Gottes.

Die Liste der Geistesgaben ist nicht vollständig. Wenn man die anderen Listen in anderen Briefen daneben legt, zeigt sich, dass Paulus das Wirken des Geistes keineswegs auf die genannten Beispiele einschränken will. Vielmehr prägt der Geist das ganze Leben des Christen bis in die Kleinigkeiten hinein. Wichtig ist ihm vor allem das Ziel aller Geistesgaben: alle sollen etwas davon haben (12,7).

Das Bild vom Leib mit den vielen Gliedern ist ein Klassiker geworden. Wir hatten schon im Zusammenhang mit dem Herrenmahl gesehen, dass „Leib Christi“ für Paulus ein Bild für die Gemeinde ist. Die Gemeinde repräsentiert gleichsam Christus in der Welt.

Der Apostel hat das Bild vom Leib jedoch nicht erfunden. Es findet sich auch in anderer Literatur, dient aber dort meist der Rechtfertigung hierarchischer Strukturen in der Gesellschaft. Paulus zielt dagegen auf eine Aufwertung der schwächer scheinenden Gemeindemitglieder. Ihnen macht er Mut: ihr müsst euch nicht selbst abwerten und fürchten, ihr würdet nicht dazu gehören. Die anderen ermahnt er, die Schwachen und deren Gaben nicht zu verachten. Insgesamt eine Anwendung der Kreuzestheologie von Beginn des Briefes.

Was Paulus mit den unansehnlichen Körperteilen meint (12,22-24), hat im Lauf der Auslegungsgeschichte wilde Spekulationen ausgelöst. Am sinnvollsten ist wohl die nüchterne Feststellung: Paulus presst das Bild. Im

Unterschied zu seinem Herrn und Meister war er nicht überdurchschnittlich begabt, was Bilder und Metaphern angeht. Er will einfach eine Lanze brechen für die unscheinbaren Gemeindemitglieder.

Kapitel 12 beginnt Paulus mit der Feststellung, dass alle Christen Geistträger sind; dann fächert er die verschiedenen Geistesgaben auf und zeigt ihre gegenseitige Verwiesenheit aufeinander. In Kapitel 13 führt er die Vielfalt wieder zusammen und benennt Grund und Kriterium aller Geistesgaben: die Liebe.

Den Hochzeitspaaren, die 1 Kor 13 als Bibeltext für ihre Trauung auswählen, dürfte der gemeindliche und konfliktreiche Hintergrund

Liebe wird konkret

dieser Verse gar nicht bewusst sein. Paulus beschwört nicht die romantische Liebe des 19. Jahrhunderts. Er versucht, eine Gemeinde zusammen zu halten, einzelne Personen auf den Boden zurück zu holen und wieder in eine konkrete Gemeinschaft einzubinden.

Wer den Korintherbrief bis hierher gelesen hat, weiß, was Paulus meint, wenn er von der Sprache der Engel spricht oder großartiger Erkenntnis oder Prahlerei. Den Stückwerkcharakter der Erkenntnis hält er denen entgegen, die meinen, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben. Paulus spricht in eine sehr konkrete Situation hinein.

Gut möglich, dass den Korinthern erst mal die Luft wegblieb, als Paulus behauptete, alle ihre schönen Geistesgaben würden eines Tages vergehen (13,8-10). Waren doch gerade sie

es, die die Korinther glauben ließen, die Vollendung dieses Zeitalters sei in ihrer Gemeinde bereits Wirklichkeit geworden. Dem muss Paulus entschieden widersprechen. Er (und mit ihm im Schlepptau auch die Korinther) befindet sich erst noch auf dem Weg zur Vollendung, einen Himmel auf Erden gibt es für ihn nicht, er wartet noch auf das Offenbarwerden des Herrn Jesus Christus.

Nachdem Paulus bisher Einheit und Verschiedenheit der Charismen deutlich gemacht und die Liebe als das Übergeordnete unterstrichen

Lieber fünf Sätze mit Verstand ...

hat, erörtert er in Kapitel 14 diejenige Geistesgabe, die in Konrith am meisten Furore macht: die Zungenrede (Glossolie). Das Phänomen gibt es auch heute in charismatischen Gruppen. Es meint ein Dank- und Lobgebet zu Gott, das nicht den Regeln einer rationalen und verständlichen Sprache folgt. Es klingt nach Singen oder hellen Glocken, irgendwie schwebend, hat aber aus sich heraus keinen Inhalt, den ein anderer erkennen könnte. Das ist denn auch der Ansatzpunkt der paulinischen Kritik: Zungenrede erbaut nicht die Gemeinde, weil sie per se nicht kommunikativ ist.

Gleichwohl bezeichnet Paulus sich selbst als Zungenredner par excellence (14,18). Er schätzt Glossolie als Sprache der Engel (13,1). Aber er kann es nicht ausstehen, wenn die Korinther sie höher bewerten als alle anderen Gaben und sie zum Vorwand nehmen, verächtlich auf andere herab zu blicken, die nicht in Zungen reden (vgl. das ganze Kapitel 12). Auch definiert er als Charismen nicht nur

jene Gaben, die mit spektakulären Showeffekten verbunden sind; für ihn ist letztlich alles, was dem Aufbau der Gemeinde dient, ein Charisma. Sein Beharren auf verständlicher Sprache im Gottesdienst ist sicher auch für heute bedenkenswert.

Paulus stellt die Zungenrede der Prophetie gegenüber und verlangt, dass jede Zungenrede übersetzt werde. Die Prophetie ist für ihn die Gabe, die der Gemeinde den Weg weist, den Willen Gottes deutet und erschließt.

Ab 14,26 lässt er uns einen Blick in den urchristlichen Gottesdienst werfen. Daran sind viele Personen beteiligt, von einer feststehenden Leitung ist nichts erkennbar. Auch scheint es Elemente von „Suchen und Fragen“ zu geben, insofern die Äußerungen von Propheten nicht einfach gelten, sondern noch einmal auf den Prüfstand kommen (14,29, vgl. 1 Thess 5,21). So, wie Paulus hier auf einen geordneten Ablauf des Gottesdienstes Wert legt, muss die heute manchmal verbreitete Rede von „paulinisch-charismatischen Gemeinden“ wohl ein wenig korrigiert werden. Überhaupt legt er im ganzen Kapitel viel Wert auf nüchterne Vernunft.

Anstoß erregen die Verse 34 und 35. Ist Paulus tatsächlich der Meinung, dass Frauen in der Gemeindeversammlung schweigen sollen? Das führt uns vor die Grundsatzfrage,

Paulus und die Frauen

wie sicher überhaupt der ursprüngliche griechische Text des Neuen Testaments ist. Die frühesten vollständigen Handschriften des NT stammen aus dem 4. / 5. Jahrhundert. Aus den

Zeiten davor sind zwar Tausende von Handschriften erhalten, aber sie bieten nur Teile der Evangelien bzw. Briefe. Diese Situation ist das gefundene Fressen für alle Verschwörungstheoretiker dieser Erde, die schon immer wussten, dass der Vatikan den Bibeltext aus lauter Machtgier manipuliert hat.

So weit sollte man zwar nicht gehen, aber es darf als sicher gelten, dass manche Stellen im Nachhinein geändert wurden. Bei anderen kapitulieren die Bibelwissenschaftler und sagen: Wenn man das Griechische, das da steht, so übersetzt, wie man es übersetzen müsste, kommt nur sinnloses Zeug raus. Aber das sind zum Glück sehr wenige Stellen.

Zurück zu unseren beiden Versen: Da fällt es auf, dass sie in verschiedenen Handschriften an unterschiedlicher Stelle stehen; mal da, wo sie sich heute befinden, mal ganz am Ende des Kapitels. Das ist ein starker Hinweis darauf, dass sie im Nachhinein in den Text gerutscht sind. Das kann z.B. dadurch passieren, dass jemand mit dem Bleistift in der Hand den Brief gelesen und die zwei Verse als seine persönliche Bemerkung an den Rand geschrieben hat. Zehn Jahre später hat jemand eine Kopie des Briefes angefertigt, war sich nicht sicher, ob die Randbemerkung dazu gehörte, wollte jedenfalls keinen Fehler machen und hat sie in den normalen Text aufgenommen.

Ein weiteres Argument gegen die Ursprünglichkeit der Verse ist, dass man sie problemlos heraus nehmen kann. V 36 schließt wunderbar an V 33 an. Umgekehrt ist V 36 keine sinnvolle Fortführung von V 35, wohl aber eine passable Zusammenfassung des ganzen

Abschnitts davor. Inhaltlich haben die strittigen Verse nicht mit dem Hauptthema des Abschnitts, nämlich dem Verhältnis von Zungenrede und Prophetie zu tun, sondern schneiden ein ganz anderes Thema an.

V.a. fällt auf, dass Paulus in 11,5 keinerlei Einschränkung von weiblicher Aktivität im Gottesdienst vornimmt. Angesichts dessen, wie schwer er sich dort tat, seine Meinung mit der Haartracht zu begründen, hätte er sich das Leben deutlich erleichtern können, wenn er schon in Kapitel 11 den Aktionsradius der Frauen grundsätzlich eingeschränkt hätte.

Diese Beobachtungen, zusammen mit der Feststellung, dass Frauen in den paulinischen Gemeinden ganz selbstverständlich Verantwortung übernahmen und Paulus z.B. durch Gal 3,28 wenig Wert auf Differenzierungen legte, führen zum Schluss: V 34f. geben nicht die Meinung des Paulus wider, sondern sind später in den Text gerutscht - es sei denn, man greift zur Hypothese, dass es das Phänomen Zicke auch vor 2000 Jahren schon gab ...

Mit differenzierten Betrachtungen kann man zwar Paulus von Antifeminismus freisprechen, das Problem aber nicht wirklich lösen.

Viele Stimmen

Denn irgendwer muss ja die Verantwortung dafür übernehmen, dass die Verse heute in der Bibel stehen. Auch ist es ein paar Seiten weiter hinten, in 1 Tim 2,11 völlig unstrittig, dass der dortige Verfasser wirklich der Meinung war, die im Text steht. Soll man jetzt den einen Bibelvers gegen den anderen ausspielen? Das würde schwierig. Es hilft nur, die

Vielgestaltigkeit des Urchristentums zur Kenntnis zu nehmen und zu akzeptieren, dass es darin solche und solche Stimmen gab.

Es naht langsam das große Finale des 1. Korintherbriefs. Angestoßen durch eine konkrete Behauptung aus Korinth (15,12b), holt Paulus weit aus. Er nennt das Bekenntnis von Tod

Gott hat ihn auferweckt

und Auferstehung Christi als Fundament des Glaubens insgesamt. Verbürgt wird die Auferstehung Jesu durch die Kette der Erscheinungen. Er thematisiert noch einmal seinen Anspruch, Apostel zu sein, wobei er diesmal den Schulterschluss mit den übrigen Aposteln sucht (15,1-11). Dann beleuchtet er den Zusammenhang der Auferstehung Christi mit der Auferstehung von den Toten allgemein (15,12-19). Die Auferstehung Christi ist für Paulus die Initialzündung eines Prozesses, der schließlich zur unumschränkten Herrschaft Gottes führt (15,20-28). Im zweiten Teil des Kapitels (15,35ff.) kreist er nicht mehr um das *Dass*, sondern das *Wie* der Auferstehung. Die Vielfalt der Lebensformen im Kosmos dient ihm als Argument, dass Gott auch einen neuen Auferstehungsleib schaffen kann; wieder ist ihm die Leiblichkeit der Auferstehung sehr wichtig. Die Schlussverse schließlich sprechen von der Verwandlung von Lebenden und Toten bei der Wiederkunft Christi.

Die Länge des Kapitels, sein hymnischer Schluss und die vielfältigen Anspielungen auf die Thematik im ganzen Korintherbrief zeigen, dass wir es hier mit einem Kernpunkt paulinischen Denkens zu tun haben. Alles mündet bei ihm in die große Perspektive

„Ende der Welt“, was für ihn überhaupt keinen bedrohlichen, sondern befreienden Klang hat. Wenn Christus wiederkommt, wird er die Seinen zu sich holen – Auferstehung. Dieser Gipfelpunkt der Hoffnung steht für Paulus noch aus, und vermutlich reitet er deshalb so ausführlich darauf herum, weil die Korinther sich bereits jetzt schon im Himmel auf Erden wähnen und eine kommende Erlösung vornehm ignorieren - „das haben wir doch gar nicht mehr nötig“.

Ein paar Einzelbemerkungen: die Auferstehung „am dritten Tag“ (15,4) ist nicht als Zeitangabe zu verstehen. Vielmehr ist der dritte Tag in der Bibel ein Symbol für die Wende zum Besseren, für das heilvolle Eingreifen Gottes (vgl. Hos 6,2).

Spannend wäre es, wenn wir uns die Erscheinungen des Auferstandenen vor den verschiedenen Jüngergruppen konkret vorstellen könnten. Leider bleibt unsere Neugier zu einem großen Teil ungestillt. Vom damals üblichen Sprachgebrauch her lässt sich lediglich sagen, dass es nicht um äußerlich-optische Erscheinungen geht. Genauso wenig lässt sich in modernem Sinn von innerpsychischen Wahrnehmungen oder nachträglichen Kronleuchtereffekten aufgrund verschärften Nachdenkens reden. Vielmehr probiert die Rede von der „Erscheinung des Auferstandenen“ festzuhalten, dass den Jüngern etwas widerfahren ist, das ihnen schlagartig klar gemacht hat: Jesus ist lebendig. Zugleich hat dieses Ereignis eine lebenslange Dynamik entfaltet, insofern die Jünger Jesus als Auferstandenen verkündet haben. Für Paulus und die übrigen Apostel ist klar: mit diesen Erscheinungen fällt der Startschuss des neuen Glaubens. Für

uns Heutige steht und fällt alles mit der Entscheidung, ob wir das, was die Jünger damals als Erscheinung des Auferstandenen erfahren haben, für glaubwürdig halten oder nicht.

Für Paulus ist wichtig, dass Auferstehung nicht einfach die Fortsetzung des hiesigen Lebens im Jenseits ist. Es gibt keine bruchlose

verwandelt

Kontinuität zwischen Hier und Dort; die Auferstehung verdankt sich einem schöpferischen Handeln Gottes. Daher betont er die Kontaste zwischen vergänglich und unvergänglich, armselig und herrlich, natürlichem Körper und Geistkörper. Man beachte, dass Paulus von Auferstehung reden kann, ohne von einer Seele zu sprechen.

Wie schon im 1. Thessalonicherbrief begegnet uns am Ende des Kapitels die Erwartung, dass Paulus das große Finale noch bei lebendigem Leibe erleben wird. Wobei der Unterschied zwischen dann noch Lebenden und schon Toten nicht zählt. Worauf es ankommt, ist die schlagartige Verwandlung.

Bemerkenswert sind die Verse 56 bis 58. Paulus beschließt das Kapitel nicht mit der Siegeszuversicht von V 55, sondern mit der nüchternen Mahnung, bitte auf dem Teppich zu bleiben. Die Zeit, die bis zur Wiederkehr Christi noch verstreichen wird, ist Zeit für die Bewährung der Liebe im (gemeindlichen) Alltag.

Die Kollekte für die arme Jerusalemer Gemeinde (16,1-4) hat Paulus sein ganzes Missionarsleben lang beschäftigt. Angesichts

Erstens kommt es anders ...

seiner Differenzen mit „den Jerusalemern“ wird sie mehr als eine Hilfsaktion gewesen sein; sie dürfte auch den Charakter einer inhaltlichen Verbindung seiner Verkündigung mit der der übrigen Apostel gehabt haben – wir werden darauf zurück kommen.

Aus den Reiseplänen, die er in 16,5-12 schildert, ist nichts geworden. Auch ein Apostel kann nicht immer alle seine Vorhaben verwirklichen. Aber angesichts der Konflikte, die er im 2. Korintherbrief thematisieren muss, sind durchkreuzte Reisepläne wahrlich Peanuts. Zum Glück ahnt Paulus davon noch nichts, als er seinem Schreiber das Pergament unter dem Griffel wegzieht und eigenhändig den Schlussgruß unter seinen ersten Brief an die Korinther setzt.

Haben Sie die Andeutungen der Themen in der Einleitung 1,1-9 erkannt? Es geht um seinen Status als Apostels, seine Missionsarbeit im Team, um die Überzeugung, dass das, was er zu schreiben hat, mehr ist als eine Privatmeinung. Er anerkennt die Geistesgaben und die Erkenntnis der Korinther (auch wenn er sie später darin etwas zurecht stutzt), er nennt die Erwartung der endgültigen Erscheinung Christi als wesentliches Merkmal des Glaubens. Und betont die Verbindung mit Jesus Christus als Dreh- und Angelpunkt.

Achim Zerrer, 03.11.2008

Paulus zwischen Amt und Person

Der zweite Brief an die Korinther

Der 2. Korintherbrief führt uns auf umkämpftes Terrain. Paulus kämpft mit Gegenspielern in Korinth um die Anerkennung und das richtige Verständnis seines Apostelamts. Die Bibelwissenschaftler kämpfen mit den Brüchen im Text um die Frage, ob der Brief aus einem Guss ist oder nicht vielmehr ein Sammlungsstück aus zwei, drei, vier oder fünf ursprünglich selbstständigen Briefen. Und ich – ich kämpfe mit dem Text um seinen Sinn.

Seit rund 200 Jahren gehört es zum Allgemeingut der Paulusauslegung, dem 2. Korintherbrief mehrere Brüche nachzuweisen. In Kapitel 8 kitzelt er die Spendenfreudigkeit der Korinther für die verarmte Urgemeinde in Jerusalem wach. Kapitel 9 setzt frisch ein – aber behandelt dasselbe Thema. Hat Paulus die beiden Kapitel zu verschiedenen Zeitpunkten geschrieben?

Die Kapitel 10 bis 13 sind eine äußerst scharfe Abrechnung des Apostels mit seinen Gegenspielern in Korinth. Die ersten sieben Kapitel des Briefes hingegen kommen in Form und Inhalt viel gelassener daher. Sind es ursprünglich verschiedene Schreiben, die erst im Nachhinein zum heutigen 2. Korintherbrief kombiniert wurden?

Ich weiß es nicht. Die Argumente pro und contra der Einheitlichkeit des Briefes haben alle etwas für sich und zu allen lässt sich eine Gegenposition finden. Ich schlage mich auf die Seite von Norbert Baumert, der den

neuesten Kommentar vorgelegt hat und die Ereignisse folgendermaßen rekonstruiert:

Paulus hat die Gemeinde in Korinth gegründet und sich rund anderthalb Jahre in der Stadt aufgehalten. Bald nach der Abreise schreibt er von Ephesus aus den ersten Korintherbrief. Da die Verbindungen des Apostels nach Griechenland recht rege sind, bekommt er Wind davon, dass einige Leute in der Gemeinde Stimmung gegen ihn machen. Sie stellen seine Autorität als Apostel ganz grundsätzlich in Frage. Paulus reagiert mit einem Brief, den wir heute in 2 Kor 2,14 – 7,3 vorliegen haben und der im allgemeinen die „Apologie“ genannt wird. Darin nimmt er verschiedene Anläufe, um die Echtheit seines Apostoldienstes zu untermauern.

Der Brief hat anscheinend nicht alle überzeugt; Paulus entschließt sich, seinem Anliegen durch persönliche Anwesenheit Nach-

nachgelegt

druck zu verleihen. Er reist zu einem Zwischenbesuch nach Korinth, der leider einen allseits unerquicklichen Verlauf nimmt. In 2 Kor 7,12 spricht er von einem „Unrecht“, das ihm angetan wurde. Es muss zu einem Eklat gekommen sein, in dessen Verlauf sich die Gemeinde nicht auf die Seite ihres Gründungsapostels stellte; dieser brach den Besuch ab.

Aus der Ferne schreibt er einen „Tränenbrief“ (die Formulierung leitet sich aus 2 Kor 2,4; 7,8.12 ab), in dem er seine Gegner scharf angeht und ihre Verlogenheit aufdeckt. Dieser Tränenbrief steckt wohl in den heutigen Kapiteln 10 bis 13 des 2. Korintherbriefs.

Diesmal erreicht er sein Ziel. Der mit dem Tränenbrief nach Korinth entsandte Titus bringt die ersehnte frohe Botschaft (7,6f.),

mehrere Anläufe

dass die Gemeinde eingelenkt und sich auf seine Seite gestellt hat. Als Reaktion darauf schreibt er den „Freudenbrief“ (1,1 – 2,13 und 7,4 – 9,15). Der heutige 2. Korintherbrief enthält also die verschiedenen Etappen eines zusammenhängenden Themas.

Diese Rekonstruktion setzt voraus, dass der Konflikt, dessen Spuren wir im heutigen 2. Korintherbrief sehen, zugunsten von Paulus entschieden wurde. Nachdem die Zeiten wieder ruhiger waren, hat ein Redaktor die im Gemeindearchiv aufbewahrten Einzelbriefe thematisch zusammen gestellt. Vielleicht war eine Anfrage einer anderen Gemeinde die Ursache - „Sagt mal, ihr müsst doch die Briefe von Paulus noch haben. Könnt ihr uns nicht eine Kopie zukommen lassen?“

Egal, ob man so rekonstruiert wie Baumert oder einer anderen These folgt - klar ist, dass Paulus in einem heftigen, fast schon lebens- bzw. glaubensbedrohenden Konflikt steht mit einigen einflussreichen Menschen in Korinth und dass Paulus die Auseinandersetzung nicht für nebensächlich hält; in seinen Augen rührt sie an den Kern des Glaubens an den Gekreu-

zigten. Daher wirft er sich mit seiner ganzen Person in die Waagschale.

Um die Auseinandersetzung zu verstehen, muss man sich vor Augen halten, dass Paulus kein Zertifikat „Kirchlich geprüfter und bestellter Apostel und Wandermissionar“ vorweisen kann. Er hat kein Empfehlungsschreiben (3,1) der Jerusalemer Freunde Jesu. Seine niederschwellige Christuspredigt, die sich auch an Heiden wendet, ohne sie vorher zu Juden zu machen, hat sich noch nicht allgemein durchgesetzt.

Natürlich ist ihm klar, dass die Korinther durchaus das Recht haben zu fragen: „Woran können wir erkennen, dass es stimmt, was du uns predigst?“ Wir hatten in den beiden vorangehenden Briefen schon gesehen, dass Paulus immer wieder Wert legt auf seinen Aposteltitel – er muss von Anfang an gespürt haben, dass das ein Knackpunkt ist. Jetzt, im

Eine Frage der Glaubwürdigkeit

zweiten Korintherbrief, dreht sich alles ganz ausdrücklich um dieses eine Thema: Woher hat Paulus seine Botschaft? Warum sollen wir ihm glauben?

Seine Argumentation (oder sollte man treffender sagen: seine Appelle – letztlich muss er an den guten Willen der Korinther appellieren, die Dinge so sehen zu wollen, wie er sie darstellt) funktioniert ungefähr so: „*Ich selbst kann ja gar nichts dafür. Gott selbst hat mich zum Apostel Christi Jesu berufen. Diese Aufgabe ist mir eigentlich viel zu groß, aber Gott gibt mir die Kraft dazu. Und dass Gott selbst am Werk ist, seht ihr am besten daran, dass*

ihr an Christus glaubt. Wer hätte das gedacht, dass unter euch Sein Geist so mächtig und unübersehbar wirkt? Ihr selber seid der lebende Beweis dafür, mein „Empfehlungsschreiben“, dass es stimmt, was ich euch von der Kraft Gottes erzählt habe.

In dem, was ich euch beigebracht habe, seid ihr Gottes Geist begegnet. Ihr habt Gottes Angebot zur Versöhnung, das ich euch unterbreitet habe, angenommen. Ihr lebt nicht mehr wie früher, sondern haltet Gottes Gebote und lebt aus Seinem Geist.

Jetzt aber drehen mir einige Großmäuler unter euch einen Strick aus der Tatsache, dass ich für das Evangelium Jesu zu leiden habe. In der Tat: manchmal fühle ich mich selber

Wenn ich schwach bin ...

mehr tot als lebendig (4,8ff., 6,8f., etc.). Und gerade zur Zeit brennt es hier an allen Ecken und Enden; mir schwimmen die Felle davon. Aber gerade in solchen Situationen erfahre ich es besonders deutlich: ich lebe durch den Tod und die Auferstehung Jesu. Wenn Christus tatsächlich für uns am Kreuz gestorben ist, und wenn wir ihm nachfolgen, dann kann es doch überhaupt nicht sein, dass in unserem Leben alles glatt läuft. Ihr irrt euch sehr, wenn ihr meint, meine Bedrängnisse und Nöte seien ein Zeichen dafür, dass Gott mich verstoßen hat, im Gegenteil.“

Letztlich hat Paulus nur sich selbst. Er muss auf sich selbst zeigen, auf seine Erfahrungen, seine Interpretationen der Heiligen Schrift und seine Christusoffenbarung. Seine Rolle als Apostel und seine Person lassen sich nicht

trennen. An seiner persönlichen Aufrichtigkeit hängt die Glaubwürdigkeit der Botschaft. In dem, was er den Gläubigen mitteilt und vorlebt, ist Gott selbst aktiv. Der Apostel ist Werkzeug in Gottes Hand.

Schauen wir uns den Gedankengang aus der Nähe an. Die Apologie eröffnet Paulus in 2,14-16 mit einem in der Antike häufig zu beobachtendem Schauspiel: der siegreiche Feldherr veranstaltet einen pompösen Triumphzug, in dem er erbeutete Schätze und versklavte Menschen mitführt. Paulus sieht sich als Gefangener Christi und beschreibt seine Aufgabe damit, den „Wohlgeruch der Erkenntnis Christi“ überall bekannt zu machen. Es ist ein widersprüchliches Bild: hier der stolze und siegreiche Kaiser, dort der gefangene Sklave, der doch so hyperaktiv ist; einerseits Wohlgeruch, andererseits kann dieser „Duft“ kaum von einem Sklaven herrühren, dem die Römer den Luxus einer Ganzkörperwaschung seit der verlorenen Schlacht vermutlich nicht gegönnt haben ...

Aber Paulus kann genau in dieses Bild seine Botschaft packen: im Kreuz Christi geschieht Erlösung, Herrlichkeit verbirgt sich in Niedrigkeit, in Schwäche zeigt sich Gottes Kraft. Er wird dieses Thema in den folgenden Abschnitten immer wieder variieren. In 2,16b formuliert er es als Frage auf die Person des Verkündigers hin: Wer ist denn eigentlich fähig und geeignet, ein „Apostel“ (Gesandter) dieser Botschaft zu sein? - *das* Generalthema des 2. Korintherbriefs.

Dann steckt Paulus erst einmal die Fronten ab: er macht keine Geschäfte mit seiner Verkündigung. Er beruft sich auch nicht auf du-

biose Empfehlungsschreiben, denn er hat schon eine unübersehbare Empfehlung: die Gemeindegründung in Korinth. Dass sie gelungen ist, muss doch ein Beweis sein, dass durch ihn Gottes Kraft wirkt!

Über die Stichworte „Empfehlungsschreiben“ und „lebendiger Brief“ kommt er zu Mose und einigen nicht ganz leicht zu durchschau-

Die Hülle

enden Überlegungen zu altem und neuem Bund. Dazu folgende Klärungen: Das Gesetz (die 10 Gebote und alle weiteren Einzelgebote und -verbote in der Tora) „bringt den Tod“ insofern, dass es die Sünde aufdeckt. Wer die Gebote Gottes studiert, erkennt Seinen Willen und das eigene Fehlverhalten. Wenn der Sünder nicht umkehrt, verfällt er durch die Folgen seiner Schuld dem Tod. Darin sieht Paulus (hier im 2 Kor – in späteren Briefen kommen weitere Aspekte hinzu) die Funktion des Gesetzes: es macht die Sünde bewusst; darin liegt seine verurteilende Funktion.

Die Versöhnung mit Gott geschieht nun dadurch, dass Menschen sich zu Christus bekennen. Wer sich ihm zuwendet, für den gilt das Todesurteil nicht mehr – er tritt ein in den erneuerten Bund, der jedem einzelnen Menschen angeboten wird. Es geht also nicht darum, den Mosebund für veraltet zu erklären. Aber er findet in der Christusbotschaft sein Ziel. In 3,14 ist das sehr missverständlich übersetzt. Christus schafft den alten Bund eben nicht ab, er setzt durch die von Gott geschenkte Versöhnung lediglich die Verurteilung außer Kraft. Insofern ist der neue Bund ein erneuerter.

In diese Linie webt Paulus nun eine weitere Überlegung ein, zu der ihn Exodus 34,29-34 inspiriert hat. Dort wird erzählt, dass das Gesicht des Mose leuchtete als Folge seiner Begegnung mit Gott. Diesen Glanz konnten die Israeliten nicht ertragen, darum hat Mose sein Gesicht mit einem Schleier bedeckt, wenn er mit den Menschen sprach.

Paulus macht daraus folgendes Argument: das Leuchten auf dem Gesicht des Mose war Zeichen der Herrlichkeit des Gesetzes (3,7). Die Funktion des Gesetzes ist eine begrenzte: es führt zur Erkenntnis der Sünde. Die Botschaft, die er, Paulus, verkündet, führt über das Gesetz hinaus zu Umkehr und Versöhnung. Folglich ist seine Botschaft erst recht mit „Herrlichkeit“ verknüpft (3,9-11). Mehr noch: die Herrlichkeit ist so überstrahlend, dass sie gar nicht als solche wahrgenommen wird – wer direkt in die Sonne schaut, erblindet. Die Herrlichkeit ist verhüllt in Niedrigkeit und kann gar nicht direkt wahrgenommen werden.

Und nun ist Paulus da, wo er hinwollte: Aus dem Argument seiner Gegner, seine Botschaft sei glanzlos, er selbst ein mickriger Verkünder und daher nicht ernst zu nehmen (4,3), wird ein Hinweis auf die Wahrheit seiner Botschaft. Sie *muss* verhüllt sein. Enthüllt und verständlich wird sie erst, wenn jemand mit den Augen des Glaubens (Stichwort „Geist“) darauf schaut. Nicht ungeschickt. Um diesen Gedankengang zu erkennen, muss man allerdings 3,10 korrekt übersetzen: „Denn in dieser Hinsicht ist sogar das Verherrlichte nicht verherrlicht wegen der überragenden Herrlichkeit“. Die Einheitsübersetzung und die

Gute Nachricht verstellen hier das Verständnis.

Zur „Apologie“, d.h. zur Rechtfertigung seiner apostolischen Amtsausübung werden diese Überlegungen dann zu Beginn von Kapitel 4. Da Gott selber in Christus die Hülle weggezogen hat, braucht er nichts zu verbergen. Er kann mit allem Freimut die Frohe Botschaft auch in den Aspekten von Niedrigkeit verkünden. Mehr noch: Paulus selbst, als Person, wird transparent für die Kreuzesbotschaft (4,5-6). Er leiht Christus sein Gesicht.

In 4,7 wandelt er das Bild vom Sklaven im Triumphzug Christi ab und spricht vom irdenen Gefäß, das so gar nicht zum darin aufbe-

In irdenen Gefäßen

wahrten Schatz passen will. Der Vergleichspunkt ist nicht, dass das Gefäß kaputt gehen kann. Er will sagen: die Botschaft, die ich verkünde, ist so ganz und gar anders als alles, was wir (insbesondere einige unter euch Korinthern!) erwarten, dass schon allein dadurch deutlich wird: ihre Kraft kommt nicht von Menschen; da ist Gott am Werk. In Bedrängnis und Tod zeigt sich Sein Leben (4,8ff.). In 4,14 spricht er seine Zuversicht aus, dass das, was an ihm rein äußerlich als Schwäche wirkt, auch in „Auferstehung“ verwandelt wird.

Hier ist Paulus dann schon mitten drin in einem sehr persönlichen Zeugnis. Bis 5,11 bebildert er nochmals die bereits entfalten Gedanken. Man kann sie nicht nur auf den Übergang vom leiblichen Tod zur Auferstehung beziehen. Laut Baumert spricht einiges dafür,

sie als Aussagen über die Lebenszeit des Apostels zu lesen. „Auswandern / überkleidet werden“ ist dann keine Metapher für Sterben, sondern meint einen geistlichen Prozess, durch den man jeden Tag neu und mehr sich auf Christus hin orientiert, auch inmitten aller Schwachheiten.

Mit 5,11 setzt er einen vorläufigen Schlusspunkt hinter sein Lebenszeugnis. Er drückt seine Hoffnung aus, die Korinther mögen erkennen, dass sein konkreter Lebensvollzug, gerade auch dann, wenn er sehr armselig wirkt (und ist!), Verkündigung ist.

Zu Beginn des dritten Teils der Apologie knüpft er mit dem Stichwort „anpreisen“ wieder an deren Beginn an (5,12 und 3,1). Er zieht nun die Schlussfolgerungen aus seinen Darlegungen. Die Korinther müssten jetzt selbst erkennen können, wem es nur ums Image geht und wer die echte Botschaft Gottes verkündet (5,12).

5,13 spielt nicht auf eine Ekstase an, sondern auf eine Situation, in der Paulus einmal heftig wurde. Das nimmt er nicht zurück, sondern begründet es mit „Heiligem Zorn“. Aber er stellt daneben, dass er in anderen Fällen sich auch zurück genommen hat. Beide Verhaltensweisen jedoch dienen demselben Ziel: seinem Gegenüber den richtigen Weg zu weisen - den der Liebe.

Die Tatsache, dass Christus „für uns gestorben“ ist (5,14f.), heißt nicht, dass uns das Sterben erspart bliebe. Im Gegenteil ist Christus uns „vor-gestorben“; wir folgen ihm ins Sterben durch die vielen täglichen Tode. Erst wer diesen Todesweg Jesu innerlich mitgeht,

wird von ihm auch mitgenommen in ein neues Leben der Auferstehung, wird „neue Schöpfung“.

5,18-21 bezieht sich auf Paulus, auch wenn er mal wieder im Plural von sich spricht. Im Hintergrund steht seine eigene Bekehrungsgeschichte. Aus dem Christenverfolger wurde durch Gottes Eingreifen und Seine Versöhnung der Christusverkündiger. Der Apostel ist ein lebendiges Zeugnis für ein vom Menschen angenommenes Versöhnungsangebot Gottes. Darum kann er den Korinthern zurufen: lasst euch durch mich mit Gott versöhnen. Wieder haben wir den Gedanken der Transparenz vor uns: an Paulus zeigt sich, was Gott will und tut.

Dabei denkt Paulus dynamisch. Gott hat nicht die ganze Welt schon erlöst und damit Basta. Ein *Teil* der Welt ist schon versöhnt und zwar jener, der sich auf das Angebot eingelassen hat – Paulus und seine Kollegen, vielleicht auch einige der Korinther. Aber niemand bekommt die Versöhnung übergestülpt; man muss sich aktiv „versöhnen lassen“.

Und noch einmal, 6,1-10, macht Paulus deutlich: das Wesen des Apostel-Seins besteht darin, Christus mit Wort und Leib, mit Biografie und Person zu verkünden. Er in Person ist das „Jetzt“ der Rettung. Das in 6,2 enthaltene Jesajazitat (Jes 49,8) stammt aus dem zweiten Gottesknechtlied. Am Gottesknecht haben die Menschen gesehen, dass Gott ihm geholfen hat. Sie erkennen daran, dass er glaubwürdig ist und dass Gott hinter ihm steht. Genau das will Paulus den Korinthern mit dem Katalog 6,4-10 vor Augen halten: *In mir, Paulus, wirkt Gottes Kraft. Nicht aus ei-*

gener Kraft bewältige ich mein Leben als Apostel, sondern in mir lebt, durch allen Tod hindurch, Gottes Kraft. Darum ist meine Botschaft an euch glaubwürdig: wenn ihr bereit

verborgene Herrlichkeit

seid, mit Christus zu sterben (und auf Äußerlichkeiten nichts gebt), dann werdet ihr auch mitten in eurem Leben die Kraft seiner Auferstehung erfahren. - Und wieder: verborgene Herrlichkeit.

In 6,11-13 wirbt er mit warmen Worten um die Korinther. In den folgenden Versen 6,14 - 7,1 wendet er sich scharf gegen seine Gegenspieler und versucht, sie von den schwankenden Korinthern zu isolieren.

Mit 7,3 ist die Apologie beendet. Paulus verschließt den Briefumschlag, klebt eine Briefmarke drauf und schickt ihn nach Korinth. Der Brief hat jedoch nicht die gewünschte Wirkung. Er nimmt das nächste Schiff von Ephesus nach Korinth, um die Lage zu klären, was jedoch gründlich misslingt. Es kommt zum Konflikt, bei dem er nicht groß auftrumpft, sondern lieber schweigt, da sich die Gemeinde insgesamt nicht auf seine Seite stellt. Nach überstürzter Abreise schreibt er den Tränenbrief. Wir lesen weiter bei Kapitel 10.

Hier wird der Tonfall deutlich schärfer. Hat er zuvor in 2,14 – 7,3 noch allgemein und grundsätzlich formuliert, nennt er nun Ross und Reiter beim Namen und sagt klipp und klar: „Ihr seid falsche Apostel!“ (11,13). Er bietet alles auf, um die Korinther auf seine

Seite zu ziehen und die (wohl wenigen aber einflussreichen) Lügenapostel zu entlarven.

In 10,1b lauert ein Missverständnis. Das hier erwähnte schwache Auftreten des Paulus ist keine generelle Aussage, sondern bezieht sich auf den zur Verhandlung stehenden Konflikt. Beim Zwischenbesuch hat er vorgezogen zu schweigen und sich zurück zu ziehen, um die Situation nicht eskalieren zu lassen. Das war die „Schwäche“. Im allgemeinen jedoch dürfte Paulus als Redner durchaus getaugt haben.

Daher warnt er seine Gegner nun: seht euch vor! Wenn ich das nächste Mal komme, werde ich durchgreifen; was ich jetzt im Brief scharf unterscheide, werde ich dann umsetzen (10,11).

Maßstab seiner Selbsteinschätzung (seines Rühmens) ist das Handeln Gottes. Paulus hat es gar nicht nötig, sich als Apostel zu verteidigen, denn jeder, der Augen im Kopf hat, sieht doch, dass Paulus es war, der die Frohe Botschaft nach Korinth gebracht hat (10,13). Es war sein Wirken, das die Erkenntnis Christi unter den Korinthern bewirkt hat. Wer kann da noch behaupten, Paulus sei nicht von Gott gesandt? Darum beruht die Selbsteinschätzung des Paulus nicht auf menschlicher Großmannssucht, sondern ist durch Gottes Wirken gedeckt – im Unterschied zu seinen Gegnern.

So sehr Paulus also überzeugt ist: alles hängt von Gottes Wirken ab und er selbst ist lediglich Werkzeug in Gottes Hand – so sehr sieht er sich nun gezwungen, auf sich selbst hinzuweisen. Er spielt in 11,1 – 12,18 den Narren, den Unvernünftigen und spricht von sich. Eigentlich hätten die Korinther von sich aus er-

kennen müssen, dass sich in seinem Lebensstil eine größere Macht zeigt (10,7a); aber da sie sich von den Überaposteln verblenden ließen, muss Paulus nun zu diesem letzten Mittel greifen, um das Ruder vielleicht doch noch herumreißen zu können.

Wir sollten unsere Gedanken durch das bekannte Stichwort „Narrenrede“ allerdings nicht in Richtung Zirkus führen lassen. Es

Die Narrenrede

geht Paulus um den Gegensatz von menschlichen und göttlichen Maßstäben, um eine Schwachheit, in deren Aushalten sich göttliche Kraft und Herrlichkeit zeigt. Die Abschnitte im einzelnen:

11,2-6: Paulus kennzeichnet seinen Einsatz für die Gemeinde mit den Begriffen von ehelicher Liebe und Treue. Die Erkenntnis von 11,6 ist die Unterscheidung der Geister. Paulus erkennt, dass die Korinther ihrer ursprünglichen Liebe untreu werden und konfrontiert sie mit dieser Tatsache.

11,7-15: Seine Gewohnheit, dass er sich nicht von den Korinthern versorgen ließ, geschah aus Liebe zu ihnen: um ja keinen Anstoß zu falschen Verdächtigungen zu geben, er würde sich an ihnen bereichern.

11,16-21a: Jetzt geht er zum direkten Angriff auf seine Gegenspieler über. Er wirft ihnen vor, die Gemeinde zu unterdrücken und auszubeuten (11,20).

11,21b-22: Ihre Berufung auf die Herkunft macht sie nicht besser als Paulus.

11,23-29: Paulus hingegen erweist sein Diener-Christi-Sein darin, dass er vieles ausgehalten hat und darin von Gott gehalten wurde.

11,30-33 ist eine erste Zusammenfassung: Paulus rühmt sich dessen, dass er sich in all diesen Schwächen und Widerwärtigkeiten als treuer Diener Christi erwiesen hat; er hat die Flinte nicht ins Korn geworfen, sondern seine Schwachheit bis zu dem Punkt ausgehalten, an dem Gottes Kraft mitten in dieser Schwachheit sichtbar wurde.

12, 1-6: Von den Schwachheiten geht er über zu etwas sehr persönlichem: Paulus hat Offenbarungen, Ekstasen erlebt. Die Korinther wissen offensichtlich darum. Darum begnügt er sich mit dem Hinweis auf das Dass dieser Erfahrungen, ohne ihren Inhalt zu schildern. Hier haben wir wohl den Punkt vor uns, der uns schon des öfteren beschäftigt hat: woher hat Paulus seine ganzen Einsichten?

12, 7-9b: Allerdings muss Paulus auch Angriffe des Satans aushalten.

12, 9b-10: Eine zweite Bilanz: wenn ich schwach bin, bin ich stark. Wenn ich schwach

und bedrängt bin, dann öffne ich mich ganz Gott, verlasse mich auf ihn und erfahre dann

wenn ich schwach bin, bin ich stark

die Kraft Christi, dann spüre ich eine Kraft, die nicht von mir kommt.

12,11-18 ist Rückblick und Reflexion auf die Narrenrede: Jetzt müsst ihr doch erkennen, wer hier der wahre Apostel Jesu Christi ist!

In 12,19 – 13,10, dem letzten Teil des Tränenbriefs, blickt Paulus voraus. Wird es, wenn er das nächste Mal nach Korinth kommt, wieder Intrigen, Beleidigungen und hartes Auftreten auf beiden Seiten geben, oder lenken die Korinther ein?

Nun, es stand Spitz auf Knopf. Aber man merkt dem Freudenbrief (1,1 - 2,13 und 7,4 – 9,16) die Erleichterung an, dass die Korinther die Kurve doch noch gekriegt haben. Mitten im Konflikt hat Paulus seine persönlichsten Briefe geschrieben. Seine Botschaft ist kein neutraler Inhalt; sie ist zutiefst mit seiner Person und seiner Biografie verknüpft.

Achim Zerrer, 17.12.2008

Zwei Wege

Der Brief an die Galater

Zuerst war Paulus sprachlos. Dann wütend. Dann noch wütender. Der Brief, der vor ihm lag, aus seinen Gemeinden in Galatien – er hätte ihn am liebsten zerrissen. Und nicht nur den Brief: diesen falschen Brüdern von Missionaren muss man dringend das Handwerk legen!

Als Paulus am nächsten Morgen seine Antwort an die Galater diktiert, kommt ihm kein Wort des Dankes über die Lippen, gerade mal so ein allgemeiner Friedenswunsch (1,3), aber auch der so knapp wie möglich. Friedlich ist ihm überhaupt nicht zumute. Er ist immer noch auf 180. Unter anderem deshalb, weil sie ihm vorwerfen, er sei gar kein richtiger Apostel, er weiche in wichtigen Punkten von der Lehre der Jerusalemer Apostel ab und im Konfliktfall hätten die recht.

Von wegen!

Wieder einmal sieht Paulus sich gezwungen, als Begründung seiner Botschaft auf sich selbst zu verweisen: Mein Evangelium stammt direkt von Gott; die Jerusalemer haben da gar nichts zu melden (Kapitel 1 und 2). Im zweiten Schritt zeigt er in mehreren Argumentationsgängen, warum es unsinnig, nutzlos, gefährlich und völlig unangebracht ist, sich beschneiden zu lassen. Schließlich, ab 5,13, bringt er ethische Ermahnung.

Paulus ist beim Schreiben so in Fahrt, dass er gar nicht daran denkt, dass im 21. Jahrhundert

in Karlsruhe ein paar Leute seine Gedanken nachvollziehen wollen. In 1,6 schreibt er reichlich nebulös von einem „anderen Evangelium“, dem sich die Galater offensichtlich zuwenden. Worin es besteht, erwähnt er nicht. Wir sehen es ihm nach – er verfasst ja einen situationsgebundenen Brief. Die Galater werden schon beim allerersten Vers kapiert haben, aus welcher Richtung der paulinische Wind bläst.

In 2,3 deutet er an, was ihn aufregt: die Beschneidung. In 3,2 nennt er dann die Alternative beim Namen: Glaube oder Gesetz. Sein ganzer Brief an die Galater dient offensichtlich der Klärung der Frage: Ist der Glaube an Christus oder der Gehorsam dem Gesetz gegenüber der Weg zum Heil?

Machen wir uns in Ruhe die Ausgangslage klar: Jesus war Jude. Wie alle jüdischen Männer war er beschnitten. Am Sabbat ging er um 10.30 Uhr zur Synagoge und hielt ihn als Ruhetag. Er wusste, was „das Gesetz“ war: die

Freude am Gesetz

fünf Bücher Mose (auch Tora oder Pentateuch genannt, jedenfalls die ersten fünf Bücher der Bibel), in denen Gott den Weg zum Heil gewiesen hatte. Die Juden kennen bis heute ein eigenes Fest der „Torafreude“ (Simchat Tora), an dem sie vor lauter Freude über das Gesetz mit den Schriftrollen durch die Synagoge und die Straßen tanzen. Das Gesetz ist

nichts, das man schlecht gelaunt und notgedrungen einhält; es ist Zeichen der Nähe Gottes zu seinem Volk. Wer den Vorschriften des Gesetzes folgt, spürt darin die Zuwendung und Güte Gottes. Dass ein gläubiger Jude nicht alles essen durfte, was bei einem Heiden auf den Tisch kommt, wirkte für ihn nicht als Einschränkung, sondern als Auszeichnung. Judesein spielte und spielt sich nicht nur im gläubigen Bewusstsein ab, sondern umfasst auch sehr konkrete, äußerlich sichtbare Unterscheidungsmerkmale. Die Schläfenlocken orthodoxer Juden sind keine Exotik, sondern Ausdruck des Bewusstseins: Gott hat uns erwählt; sie sind Bestandteil jüdischer Identität. Psalm 119 bringt etwas von dieser positiven Gesetzesfrömmigkeit zum Ausdruck.

Das ist die Basis, auf der Jesus steht, und die er nie grundsätzlich verlässt. Diese Erkenntnis ist für christliche Ohren immer noch fremd. Uns sind die Wunderheilungen am Sabbat oder die Streitgespräche mit den Pharisäern sehr gegenwärtig. In der Tat ist Jesus kein 100-prozentiger Gesetzesverfechter. Er kennt auch die Schriften der Propheten, die eine gehörige Portion Kritik am Gesetz enthalten, aber nicht um es abzuschaffen, sondern um seinen eigentlichen Sinn freizulegen. Wenn also Jesus sich in einzelnen Fällen gegen das Gesetz stellt, dann um dem Willen Gottes in einer bestimmten Situation zum Durchbruch zu verhelfen und nicht, um es grundlegend anzuzweifeln.

Für Petrus und die anderen „Jerusalemer“ (kleine Ironie der Geschichte, dass die Provinzler aus Galiläa nach Jesu Tod mit der Hauptstadt identifiziert werden ...) bleibt dieses Judentum auch nach der Begegnung mit

Christus in Kraft. Sie feiern die Synagogengottesdienste mit, halten sich an die Speisevorschriften (trotz Apg 10) und die übrigen Gesetze. Zusätzlich feiern sie aber im Kreis der Jesusjünger am Sonntag das Herrenmahl und halten Jesus für den seit langem angekündigten Messias. In ihren Augen hat das wunderbar harmoniert (nicht so in den Augen der Juden, die Jesus als Messias ablehnen- aber das wird erst in den Jahren nach der Zerstörung des Tempels um 70 n. Chr. zum Problem, also lange nach Paulus).

Paulus nun verändert diese Vorgaben. Er ist Jude und für sich persönlich bleibt er es ein Leben lang (vgl. 1 Kor 9,19-23). Aber wenn er vor Nicht-Juden das Evangelium von Jesus Christus verkündet, erwähnt er Gesetz und

Evangelium ohne Gesetz

Beschneidung gar nicht. Er spricht nur von Christus, seinem Tod und seiner Auferstehung, und dass der vertrauende Glaube auf ihn das Heil bringt. Die Taufe ist für ihn der Übergang vom alten zum neuen Menschen. Wer getauft ist, gehört zu Christus und hat Anteil an der Erlösung.

Paulus verzichtet also darauf, die Heiden zuerst Juden werden zu lassen, bevor er sie zu Christen macht. Diese Geschmacksrichtung des neuen Glaubens hat Paulus nicht selbst erfunden. Sie wurde schon vor ihm beispielsweise von der antiochenischen christlichen Gemeinde praktiziert. Aber Paulus hat ihr zum Durchbruch verholfen.

Sein Interesse ist zweifach: Erstens hält er das Gesetz angesichts des Kommens Jesu Christi

letztlich für überholt. Der Weg zum Heil führt nicht über das Gesetz, sondern über den Glauben an Christus. Zweitens liegt ihm die

Anliegen Gemeinschaft

(Mahl-)Gemeinschaft zwischen ehemaligen Juden und ehemaligen Heiden am Herzen (2,12). Die Tatsache, dass sie gemeinsam feiern und essen, entspricht dem, dass Christus *alle* Menschen in seinen mystischen Leib eingliedert, ohne Unterschiede zu machen (3,28).

So weit, so einsichtig. Doch nicht alle jüdisch geprägten Jesujünger sind bereit, das Gesetz so leicht hinten an zu stellen. Dass Paulus und die Jerusalemer Judenchristen sich nicht besonders grün waren, klang bereits mehrfach an. Im Galaterbrief wird dieser Konflikt nun aufs Schärfste ausgetragen. Judenchristen aus Jerusalem, von Paulus nicht eben mit Komplimenten überschüttet (1,7f.; 2,4; 4,17; 5,10.12), sind in die galatischen Gemeinden gekommen und haben verkündet, man müsse als Christ auch das komplette jüdische Gesetz halten, und die Beschneidung sei das Zeichen und Inbegriff dieser Übernahme der Vorschriften des Gesetzes. Wir können uns vorstellen, dass die Galater erstaunt und verwirrt waren. Wahrscheinlich wussten sie, dass die jüdischen Gemeinden an der Südküste Kleinasiens ganz erpicht waren auf das Gesetz. Aber dass das für sie in den christlichen Gemeinschaften etwas bedeutet, war ihnen neu. Sie hören sich die Predigt der Jerusalemer an und fragen anschließend Paulus per Brief, was er davon hält. Und der Galaterbrief ist ziemlich eindeutig: nichts, aber auch gar nichts.

Zum Text. Die ersten beiden Kapitel geben uns weitgehende Einblicke in den Werdegang des Völkerapostels. Er unterstreicht mehrfach seine Unabhängigkeit von den Jerusalemer Aposteln – damit macht er deutlich, dass seine Botschaft in der Tat einen anderen Charakter trägt. Gleichzeitig verwahrt er sich gegen den Vorwurf, er hätte seine Verkündigung selbst gestrickt. Sie stammt direkt von Gott, so dass er, selbst wenn er es wollte, nichts daran ändern dürfte (1,8).

Seine Berufung zum Apostel der Heiden (1,16) markiert *den* Wendepunkt in seinem Leben. Zwar ändert er dadurch nicht seinen Charakter – die Leidenschaft, mit der er frü-

Die Wende: Christus sehen

her für das Gesetz kämpfte und die Christen verfolgte (1,13f.), münzt er zur Leidenschaft für seine Form der Christusverkündigung um -, aber es wird ihm klar: alles kommt auf Jesus Christus an. Sein Licht überstrahlt alles andere. Es ist nicht denkbar, dass es neben Christus auch noch ein bisschen auf das Gesetz ankommt. Im Gegenteil wäre das eine Abwertung von Tod und Auferstehung Christi (2,21b).

In Kapitel 2 erinnert Paulus daran, dass der aktuelle Streitfall eigentlich schon mal gelöst war. Paulus war misstrauisch; er wusste, dass die Jerusalemer der gesetzesfreien Heidenmission argwöhnisch gegenüber standen. Er wusste aber auch, dass die Jerusalemer nicht irgendwelche dahergelaufenen Hobbyjünger waren. Es kam auf ihre Haltung an. Wenn sie ein klares Nein zu seiner Praxis gesagt hätten, wäre sein Bemühen vergeblich (2,2).

Das Ergebnis der Jerusalemer Gespräche ist nach der Erinnerung des Paulus aber sehr eindeutig: volle Anerkennung seiner Verkündigung (2,6.8) und klare Trennung der Aufgabenbereiche (2,7.9b).

Doch einige Zeit später kommt es zum sogenannten Antiochenischen Zwischenfall. Petrus besucht die Gemeinde in der drittgrößten Stadt des römischen Reiches und hat zunächst keine Skrupel, sich mit ehemaligen Juden und ehemaligen Heiden an einen Tisch zu essen.

Petrus fällt um

So entspricht es der Jerusalemer Abmachung. Doch aufgrund der Intervention der „Jakobusleute“ zieht sich Petrus zurück und feiert nur noch mit Judenchristen Eucharistie. Ein Skandal: Ausgerechnet Petrus kündigt die Einheit auf und muss sich die Schelte von Paulus anhören, 2,14-21.

Schon in 1 Kor 11 hatten wir gesehen, dass Paulus die Einheit beim Herrenmahl sehr wichtig ist. In Korinth waren es soziale Unterschiede, die die gemeinsame Feier gefährdeten, nun sind es dogmatische Überzeugungen. Der Rückzieher des Petrus ist aus jüdischer Sicht durchaus nachvollziehbar. Beispielsweise muss er damit rechnen, dass der Heidenchrist, mit dem er das eucharistische Brot teilt, zuvor an einer Beerdigung teilgenommen hat. Nach jüdischer Auffassung ist er damit kultisch unrein, sofern er sich nicht kultisch gereinigt hat. Da er sich nicht an das Gesetz hält, hat er die Waschung natürlich unterlassen. Folglich wird auch Petrus unrein, was es ihm unmöglich macht, am Herrenmahl teilzunehmen. Und schon hat man die Teilung

der Gemeinde, sofern das Gesetz für bedeutsam gehalten wird. Aus judenchristlicher Sicht besteht die einzige Lösung des Dilemmas darin, dass alle sich an das jüdische Gesetz halten müssen. Daher spricht Paulus mehrfach von einem „unter das Gesetz zwingen“ (2,4.14b.).

Vielleicht ging es Petrus aber auch gar nicht um eine Gewissensfrage, sondern er hat einfach nur taktisch gehandelt. Er wollte es nicht zum Streit mit den Jakobusleuten kommen lassen. Ob es besser war, sich dafür den Streit mit Paulus einzuhandeln?

2,16 bringt die Alternative auf den Punkt: vor Gott zählt nicht, ob jemand alle Vorschriften des Gesetzes im einzelnen befolgt. Es zählt, ob er sich vertrauensvoll an Jesus Christus hält – im paulinischen Sprachgebrauch: ob er an Ihn glaubt. Anständiges Verhalten wird dadurch nicht abgeschafft (2,17) - im ganzen Schlussteil des Briefes wird er im einzelnen schildern, dass die Freiheit vom Gesetz als Heilsweg der Willkür keineswegs Tür und Tor öffnet. Hier, in 2,18, stellt er erst noch mal Petrus in den Senkel, dessen Sünde darin besteht, umgefallen zu sein.

2,20 bringt zum Ausdruck, dass durch den Glauben etwas gänzlich Neues mit dem Menschen geschehen ist, eine Art Wesensverwandlung.

Nachdem er die Positionen klar gemacht hat, kann Paulus die Argumente nachschieben. Zuerst erinnert er die Galater daran, dass sie das Gesetz doch überhaupt nicht vermisst haben. Sie haben die Kraft des Geistes einfach durch ihre Hinwendung zu Jesus Christus er-

fahren (3,1-5): Argument eins gegen die entscheidende Bedeutung des Gesetzes.

Für Argument zwei zieht er die Heilige Schrift heran. Gott bescheinigt dem Abraham in Gen 15,6, dass er gerecht ist, weil er geglaubt / vertraut hat. Das steht glatt zwei Ka-

Argumente aus der Schrift

pitel vor der Forderung, dass die Nachkommen Abrahams beschnitten sein müssen (17,10f.). Also auch hier: Vorrang des Glaubens vor dem Gesetz (3,6-9).

Aus der zeitlichen Reihenfolge der biblischen Ereignisse konstruiert er ein weiteres Argument (3,15-18). Abraham lebte früher als Mose. Die Verheißung an ihn wird durch die Gabe des Gesetzes an Mose nicht außer Kraft gesetzt, genauso wenig wie man an einem Testament nachträglich herum pfuschen darf.

In diesen Abschnitten betreibt Paulus eine Bibelauslegung, die wir heute nicht mehr anwenden würden. Für 3,10 und 3,12 zieht er Dtn 27,26 und Hab 2,4 heran. Aber er zwingt diese Stellen in seinen Gedankengang; er lässt sie nicht aus sich selbst heraus sprechen. Diese Art, mit der Heiligen Schrift umzugehen, war damals unter den Schriftgelehrten üblich; heute sind wir da vorsichtiger und respektvoller den Originaltexten gegenüber. Zu Abraham gehört nun einmal die Beschneidung, wenn man den Zyklus der Abrahamserzählungen insgesamt auf sich wirken lässt (übrigens eine gute Idee, jetzt Gen 12 – 25 anzuschauen ...). Und Fluch und Segen sind im Deuteronomium nun mal aufs engste mit dem Gesetz verknüpft.

Aber Paulus denkt von hinten her: Nichts in der Welt kann ihn von seiner Überzeugung abbringen, dass Gott in Jesu Tod und Auferstehung die alles entscheidende Initiative zum Heil gestartet hat. Alles, was vorher ein Weg zum Heil war, bekommt eine neue, geringere Bedeutung, damit das Licht Christi umso klarer strahle.

Um diese Überzeugung zu untermauern, zieht er Schriftstellen heran und kombiniert sie auf neue Weise. Heraus kommt eine andere Linie, eine, die geradewegs zu den Heiden führt.

Wir dürfen uns die Auseinandersetzung ruhig sehr lebendig und heftig vorstellen, vielleicht so wie die zwischen Luther und Eck auf dem Reichstag zu Worms. Beide Seiten schlugen verbal aufeinander ein und ziehen zur Untermauerung ihrer Position alle möglichen Argumente heran, manche gewichtiger, andere der Hitze des Wortgefechts geschuldet.

Wahrscheinlich sollte man nicht bei den einzelnen Argumenten hängen bleiben. Hilfreicher für das Verstehen des Konflikts ist das Anliegen bzw. das Motiv. Paulus ringt um die

Wer gehört dazu?

Frage: Wer ist wahrhaft „Nachkomme Abrahams“? Wer darf zum Gottesvolk dazu gehören und hat als solcher Anspruch auf Erlösung? Die Judenchristen antworten: diejenigen, die an Christus glauben *und* das jüdische Gesetz halten. Paulus sagt: diejenigen, die an Christus glauben; das genügt. Basta.

Man bemerke: es geht Paulus in erster Linie um ein soziologisches Anliegen („Wer gehört

zu unserer Gruppe, zum Volk Gottes dazu?“) und weniger um ein privates („Wie schaffe ich es, dass mein Herrgott mir gnädig ist?“)

Dieser Standpunkt ist klar und einfach und sorgt dafür, dass die Heiden nicht gegen unnötige Hindernisse stolpern auf dem Weg des Christwerdens. Freilich handelt sich Paulus dadurch an anderer Stelle Schwierigkeiten ein. Denn er kann und will nicht abstreiten, dass das Gesetz von Gott gegeben war. Hat also Gott sich geirrt, indem er seinem Volk Israel gesagt hat: Haltet euch an die Gebote und alles wird gut? In diese Richtung weisen 3,12; 3,21; 5,3 oder 6,13. Salopp gesagt: gut gemeint, aber in der Praxis zum Scheitern verurteilt, weil es niemanden gibt, der alle Gebote dauerhaft einhält. Deshalb musste Gott einen neuen Plan aushecken, den mit Christus.

Ein anderer Umdeutungsversuch ist, die Geltungsdauer des Gesetzes einzuschränken (3,19b) oder auf seine „eigentliche“ Funktion zu verweisen: es soll gar nicht Leben ermöglichen (3,21), sondern lediglich die Schlechtigkeit des Menschen aufdecken (3,19a). Man muss unmissverständlich festhalten: In jüdischen Ohren sind das haarsträubende Aussagen. Paulus selbst hätte das zu seiner Pharisäerzeit nie und nimmer so gesehen. Aber wir werden immer wieder an den einen Punkt geführt: Jene Begegnung mit Christus (die vor Damaskus blieb ja nicht die einzige, vgl. 2 Kor) hat sein inneres Koordinatensystem völlig neu ausgerichtet. Der Nullpunkt liegt jetzt bei Jesus Christus, alle anderen Elemente des Glaubens bekommen von daher eine neue Position zugewiesen.

Sehr zentral und aufschlussreich für paulinisches Denken ist der Abschnitt über die Taufe (3,26-29). Die Details wurden schon hinreichend beleuchtet.

In 5,1 setzt Paulus zum Schlussplädoyer an. Für ihn steht die Freiheit auf dem Spiel, die Christus den Seinen geschenkt hat. Ich finde es einen faszinierenden Gedanken, wie Paulus alles auf Christus konzentriert und die allzu menschlichen Unterschiede demgegenüber nicht gelten lässt (5,6) - der Glaube bewirkt eine reale Verwandlung.

Nachdem er klargestellt hat, was Sache ist, die Dinge zugespitzt und schwarz-weiß gemalt hat, muss er ab 5,13 ein wenig zurück rudern, um nicht (wie von den Korinthern)

Leben aus dem Geist

missverstanden zu werden. Die Freiheit, die Paulus verkündet, ist keine Schrankenlosigkeit, sondern eine neue Bindung an die Liebe (5,13). Damit kann Paulus in gewisser Weise das Gesetz sogar rehabilitieren. Wer die fünf Bücher Mose liest (auch eine gute Idee, wenn auch stellenweise mühsam ...), wird feststellen, dass ein großer Teil der Vorschriften dem Schutz des Mitmenschen gewidmet ist. Es geht gar nicht nur um Kult und Reinheit und Opfer. Selbst Jesus hat das Gebot der Nächstenliebe nicht selbst erfunden, sondern aus dem Gesetz übernommen (Lev 19,18). Diese sozialen Gebote bleiben für Paulus selbstverständlich gültig. So kommt auch von dieser Seite ein Hinweis darauf, dass es Paulus in seinem Kampf gegen das Gesetz darum geht, die Grenzen nicht zu eng zu ziehen.

Die konkrete Lebensführung ist denn auch der Zusammenhang, in dem Paulus auf den Heiligen Geist zu sprechen kommt (5,16.22, etc.). Er ist die innere Kraft Gottes, die den Menschen dazu befähigt, das Gute zu tun. Das „neue Leben“, das einem Menschen

durch den Glauben an Christus geschenkt wird und das er in der Kraft des Geistes auch tatsächlich führt, ist für Paulus so greifbar, dass er sehr eindeutige Listen aufstellen kann (5,19-23), gleichsam als Kriterium und Erkennungszeichen.

Achim Zerrer, 10.01.2009

Gottes Gerechtigkeit für *alle*, die glauben

Der Brief an die Römer

Der Römerbrief wurde für Martin Luther zum Anlass seiner neuen Gotteserfahrung und steht damit an der Wurzel der Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts. Schon für den Autor hatte er entscheidende Bedeutung. Für Paulus stellt der Röm so etwas wie die Brücke zwischen Ost und West dar. Er hat den ganzen östlichen Mittelmeerraum mehrfach bereist und eine christliche Gemeinde nach der anderen gegründet. Jetzt braucht er eine neue Herausforderung. Es zieht ihn nach Spanien. Auf dem Weg dahin will er sich von der römischen Gemeinde versorgen lassen (Röm 15,24). Daher schreibt er ihr einen Brief, um sich vorzustellen, um seine theologischen Positionen zu erläutern und um den Boden für sein nächstes Missionsprojekt im europäischen Westen zu bereiten.

Er schreibt den Brief und will nur noch schnell nach Jerusalem, um der dortigen verarmten Gemeinde die von ihm gesammelten Spenden zu überbringen (Gal 2,10; Röm 15,28). Ab dann überschlagen sich die Ereignisse. Er wird festgenommen, appelliert an den Kaiser und wird nach Rom gebracht (vgl. Apg 21ff.). Als römischer Staatsbürger genießt er aber auch als Gefangener viel Bewegungsfreiheit und kann sich in aller Ausführlichkeit der Mission widmen. Lediglich an sein Haus ist er gebunden. Aber er darf beliebig viel Besuch empfangen, Reden halten, Briefe schreiben (Apg 28,30f.). Nur mit dem Ausflug nach Spanien wird es nichts mehr.

In Rom lebten viele Juden, die zahlreiche, voneinander unabhängige Gemeinden bildeten. In ihnen muss sich schon früh das Bekenntnis zu Jesus als dem Messias verbreitet haben, was für erhebliche Unruhe gesorgt hat, nicht nur in den jüdischen Gemeinden selbst. Auch die Stadtverwaltung hat den religiösen Streit so ernst genommen, dass Kaiser Claudius im Jahr 49 zahlreiche Juden aus Rom auswies. Er hielt die Angelegenheit für rein innerjüdisch. Dass er in Wahrheit den Beginn einer neuen Religion vor sich hatte, hätte er wohl nicht zu träumen gewagt. Das wurde erst seinem Nachfolger Kaiser Nero klar.

Das Entscheidende für die christlichen Gemeinden war: Von der Austreibung der Juden waren auch viele Judenchristen betroffen, sodass die Heidenchristen plötzlich die Mehrheit stellten. Die verbliebenen Judenchristen mussten aus einer Minderheitsposition heraus ihre Ansichten verteidigen. Es klingt plausibel, dass bald ähnliche Auseinandersetzungen geführt wurden wie in Galatien. Im Jahr 54 starb Kaiser Claudius und viele der Vertriebenen kehrten zurück, was die Karten noch einmal neu mischte.

Im Unterschied zu den Gemeinden im Osten des römischen Reiches bildeten die römischen Christen nicht eine einzige große Gemeinde, sondern mehrere unabhängige, angelehnt an die jüdische Ursprungsgemeinde. Sie trafen sich in Privathäusern. Die Anziehungskraft der Welthauptstadt und Millionenmetropole Rom war sehr groß, so dass die dortigen Hausgemeinden rasch wuchsen, auch durch Zustrom aus dem Osten des Reiches. Gut möglich, dass Paulus bei seinen Missionsrei-

sen Christen kennen gelernt hat, die später nach Rom übersiedelt sind und die er nun im 16. Kapitel grüßen kann.

Paulus beginnt den Brief auffällig ausführlich, fast schon einschmeichelnd. Er setzt alles daran, die Römer für sich einzunehmen. Aber auch die meisten übrigen Briefeinleitungen wirken fast wie ein Katechismus im Kleinen.

Doch dann kommt er in 1,16f. auch sofort zum Thema, das die ersten 11 Kapitel prägt: die Gerechtigkeit Gottes. Dieser Begriff hat bei Paulus denselben Stellenwert wie „Reich Gottes“ bei den synoptischen Evangelien oder „Leben“ bei Johannes. Es ist der zentrale Dreh- und Angelpunkt des Römerbriefs und auch des paulinischen Denkens überhaupt.

Gottes Gerechtigkeit besteht darin, dass er die Menschen rettet, dass er ihnen sein Heil schenkt und seine Nähe. Es ist also keine ausgleichende Gerechtigkeit, so wie die Oma ihre Geschenke an die Enkel ausgleichen und gerecht verteilen muss, um keinen Streit zu provozieren. Es geht auch nicht um eine belohnende Gerechtigkeit, in dem Sinne, dass sich ein hervorragend arbeitender Angestellter eine Lohnerhöhung oder Statusverbesserung verdient.

Es geht eher um eine Gerechtigkeit, die alles wieder zurecht rückt, was durch menschliche Schwäche und Boshaftigkeit in Unordnung geraten ist. „Gerechtigkeit“ hat mit „recht machen“, „richtig stellen“ zu tun. Die Gerechtigkeit Gottes meint etwas sehr umfassendes, das alle Menschen gleichermaßen betrifft: dass sie ihr Lebensglück nicht wirklich in der Hand haben, aber es aus Gottes Hand geschenkt bekommen.

Dieser göttliche Wille zum Glück des Menschen überfällt ihn aber nicht hinterrücks, sondern muss angenommen werden – durch vertrauenden Glauben auf Jesus Christus.

In 1,18 – 3,20 führt Paulus aus, dass alle, Juden ebenso wie Heiden, diese Gerechtigkeit Gottes dringend brauchen. Zunächst wendet er sich den Heiden zu. In 1,19-20 postuliert er, dass die Schöpfung so großartig ist, dass jeder des Denkens fähige Mensch ins Staunen über ihren Urheber kommen muss. Dass es Gott gibt, ist für Paulus eine logische Schlussfolgerung aus dem Dasein der Welt. Dafür braucht es gar keine ausdrückliche Glaubensverkündung. Nach dem Urteil des Paulus hat die Menschheit insgesamt diesen Weg der Gotteserkenntnis aber nicht genutzt. Sie hat Gott in Form von Götzen und Tierbildern viel kleiner gemacht als er ist und sich selbst durch unerfreuliche Taten (1,29-31) in eine ebensolche Lage gebracht (1,32).

Die Juden haben gegenüber den Heiden zwar den Vorteil, Gott zu kennen. Aber das hilft ihnen nichts, solange sie das Gesetz nicht erfüllen (2,21-25). So kann Paulus also Heiden und Juden in einen Topf werfen. Beide sind gleichermaßen auf Gottes Gnade und Gerechtigkeit angewiesen.

Es tut nichts zur Sache, wenn man Paulus hier Verallgemeinerungen und Übertreibungen vorwirft. Man muss sich klar machen, dass Paulus aus der Perspektive eines befreiten Christseins schreibt. Die Begegnung mit Jesus Christus, die ihn vor Damaskus umgehauen hat (Apg 9), war für ihn so intensiv, dass sie zur Brille wurde, mit der er sein ganzes Leben davor und danach anschaute.

Wir kennen das Strickmuster: In dem Moment, in dem man etwas kapiert, schlägt man sich an die Stirn und stöhnt „Wie konnte ich nur so doof sein... Das hätte ich doch eigentlich schon lange merken müssen...“. Dabei kam einem das eigene Handeln und Denken bis vor drei Sekunden überhaupt nicht doof vor. Erfolglos vielleicht, aber weder blöd noch sinnlos. Aber eine einzige Erkenntnis verändert alles andere.

Paulus hätte vor seiner Bekehrung zum Christentum nie so über das Gesetz schreiben können, wie er es als Christ im Galaterbrief und Römerbrief tut. Aber jetzt muss er so darüber schreiben, weil ihm im Licht der Gnade Gottes klar geworden ist, wie krampfhaft und vergebens alles frühere Bemühen um eigene Gerechtigkeit und Gesetzeserfüllung war.

Die Schwierigkeit besteht darin, dass diese Erfahrung eine sehr persönliche ist. In gewissem Maße muss sie jede und jeder selbst machen, um sie nachvollziehen zu können. Sie an einen Menschen „hinzupredigen“, ist schwierig. Was aber geht, ist, manche Fragen aufzuwerfen, auf ein paar Situationen hinzuweisen, die so oder ähnlich jeder schon mal gemacht hat. Dieser Überzeugungsstrategie dient der beeindruckende Aufbau der ersten Kapitel des Römerbriefs. Die Leser sollen nicken und murmeln: „Vielleicht ist wirklich alles so schlecht und sinnlos.“

So hat Paulus die nötige dunkle Hintergrundfolie gezeichnet, vor der er nur umso heller 3,21-26 aufstrahlen lassen kann als sein zentrales Bekenntnis. In unsere Leistungsgesellschaft passt diese Botschaft wunderbar hinein: man muss kein ausgewiesener Spezialist in verzwickten Gottesfragen sein, man muss kein Ausdauersportler in Sachen Gebet und Meditation sein, man muss nicht schon alles ausprobiert haben, was auf dem (inter-)religiös-esoterischen Markt zu kriegen ist, man muss weder besonders fromm noch leidgeprüft sein, man muss nicht einmal klar haben, dass Gott überhaupt wichtig sein könnte. Dennoch, trotz allem und „einfach so“ (theologisch formuliert hieße das: „aus reiner Gnade“) schenkt Gott dem Menschen seine Nähe und neues Leben.

Das kann man mit gewissem Recht als Sensation bezeichnen. Und auch als Markenzeichen des Christentums. Das Zugehen Gottes auf jeden Menschen ohne jede Vorbedingung.

Der Ort, an dem Paulus diese seine zentrale Überzeugung festmacht, ist das Kreuz (3,25f.). Die Rede von der „Sühne“ steht in Gefahr, missverstanden zu werden. Da taucht dann nur zu schnell ein beleidigter Gott auf, der seine Wut über die missratene Menschheit an seinem unschuldigen Sohn auslässt, ihn kreuzigt und sich anschließend befriedigt zurück lehnt, weil das Blut Jesu qualitativ sowieso besser ist als die vielen halbherzigen Bußübungen der Menschen, welche am Schluss, halb verängstigt, halb verständnislos, wieder aus der Deckung kommen und sich irgendwie erlöst fühlen dürfen. Reichlich schief, so eine Vorstellung.

Besser wird es so: Jesus ist am Kreuz gestorben. Planvoll umgebracht von Menschen, denen seine Botschaft ein Dorn im Auge war. Doch was war das Gefährliche an ihm? Vielleicht seine unerschämte Vertrautheit mit Gott. Vielleicht, dass er sich besonders gern mit solchen Menschen abgegeben hat, die nichts galten in den Augen der Gesellschaft. Vielleicht war es überhaupt sein

konsequenter Blick auf den Menschen und dass er sein Leben als „Leben für andere“ verstanden hat.

Nun kann man den Tod am Kreuz in gewisser Weise als konsequente Fortsetzung seines Lebens zuvor interpretieren. Insofern er sich nichts hat zuschulden kommen lassen, wofür er den Tod verdient hätte, kann man seinen Tod ebenfalls als Leben bzw. „Sterben für andere“ deuten. So ist das Kreuz nicht nur das tragische Ende Jesu, sondern die Zusammenfassung seines ganzen Lebens „für andere“. Der Umstand, dass Jesus dem Kreuz nicht ausgewichen ist, macht das Kreuz zum Symbol dafür, dass Gott unbedingt das Heil der Menschen will, trotz aller menschlichen Bosheit. D.h. am Kreuz zeigt sich wie sonst nirgends, dass Gott auf seiten der Menschen steht.

Abraham in Kap. 4 kennen wir schon aus dem Galaterbrief. Das Argument ist ähnlich, wobei Abraham im Röm noch stärker als Bindeglied zwischen Heiden und Juden dargestellt wird (4,9-12). Die Formulierung „den Glauben als Gerechtigkeit anrechnen“ ist ein bisschen schwierig. Denn hier wird Gerechtigkeit eben doch wieder als „Rechtschaffenheit aufgrund von guten Taten“ verstanden. Gemeint ist: es zählt das Vertrauen, nicht die Leistungsbilanz.

In den Kapiteln 5 bis 8 kreist Paulus um die Konsequenzen dieser gottgeschenkten Gerechtigkeit und um das neue Leben aus dem Geist Gottes: die Christen dürfen Hoffnung haben (5,2.5), Leiden hat durch das Kreuz nicht mehr die letzte, einsame Schärfe (5,3f.), die gelöste Freude, Gott auf seiner Seite zu wissen (5,11), der Fehltritt Adams ist mehr als wettgemacht durch Jesus Christus (5,12ff.). Wer sich zu Christus hält, ist gleichsam aus dem Machtbereich der Sünde heraus genommen. Er kann dem Teufelskreis des Bösen entinnen und hat die Freiheit, Gutes zu tun (6,5-7). Klar, dass auch die Aussicht auf ewiges Leben dazu gehört (6,8-11). Er erwähnt ungeahnte Freiheiten, sogar von sich selbst (8,12) und dass uns nichts von der Liebe Gottes trennen kann (8,28ff.).

In Kapitel 7 holt Paulus etwas nach, das er in der Polemik des Galaterbriefes über Bord geworfen hatte. Er klärt das Verhältnis von Gesetz und Sünde. Natürlich ist nicht das Gesetz an sich schlecht oder sündig. Aber es ist auch nicht stark genug, zum Guten zu führen. Es zeigt zwar die Richtung an, wo das Gute liegt, kann den Menschen aber nicht die Kraft geben, das Ziel zu erreichen. Letztlich kann das Gesetz nur klar machen, was Sünde ist und dass der Mensch sündigt durch Übertreten der Gesetze. Insofern kann Paulus auch vom Missbrauch des Gesetzes durch die Sünde sprechen.

In den Kap. 9 bis 11 kämpft Paulus sehr intensiv um Israel. Sein Evangelium von der Gerechtigkeit Gottes braucht das Gesetz nicht. Dieses ist aber der Wesenskern des Judentums. Wie steht es also um das Judentum? Und wie steht es v.a. um Gott, der doch versprochen hat, immer treu zu seinem Volk zu stehen? Lässt er es nun doch fallen? Wenn ja, dann wäre es mit der Verlässlichkeit von Gottes Gerechtigkeit nicht weit her. Und es ist schon Ironie des Schicksals, dass diejenigen, die Gott aufgrund einer langen gemeinsamen Geschichte am besten kennen, den entscheidenden Schritt Gottes in Jesus Christus nicht (an-)erkennen, während die Heiden, die von Tuten und Blasen keine Ahnung haben, sich auf einmal der Nähe Gottes erfreuen dürfen (9,30f.).

Zu Beginn des Abschnitts zählt Paulus alle Vorzüge des Volkes Israel auf (9,4-5), um dann eine Unterscheidung vorzunehmen: nicht alle, die rein äußerlich zum Volk Israel dazugehören, gehören auch wahrhaft dazu. Was es für die Erkenntnis der Gerechtigkeit Gottes aus Glauben braucht, ist vorhanden (10,14-21). Dennoch bleibt das Rätsel der Verstockung, das auch Paulus letztlich nicht erklären kann. In 11,11ff. probiert er, der Verstockung einen Sinn zu geben, indem er sie zum Anlass macht, das Evangelium überhaupt erst den anderen Völkern zu verkünden.

Sehr wichtig ist das Bild vom Ölbaum (11,16-24). Die Heiden wurden als eigentlich fremde Zweige in den „Ölbaum Israel“ eingepropft und profitieren nun von der Kraft der Wurzel. Dieses Bild ist zentral für das christliche Selbstverständnis gegenüber dem Judentum. Das Judentum kann ohne das Christentum existieren. Umgekehrt gibt es aber kein Christentum ohne Judentum. Die Bibel der Juden ist auch die Heilige Schrift der Christen. Die Juden sind die älteren Geschwister der Christen.

In 11,25f. formuliert Paulus seine Hoffnung und Überzeugung, dass trotz der gegenwärtigen Verstocktheit ganz Israel gerettet werden wird. Es hört sich wie ein Postulat an, und in der Tat hat Paulus wenig Begründungsmaterial. Seine unerschrockene Zuversicht kann nur in Gott selbst gründen. Dessen Gerechtigkeit, die ja nichts anderes bedeutet als seine Treue, muss mit den Juden so verfahren. Er kann sich selbst nicht verraten (vgl. 11,29).

Mit Kapitel 12 beginnen die ethischen Unterweisungen, die in keinem Paulusbrief fehlen dürfen. Es geht Paulus dabei nicht um ein äußerliches „Funktionieren“ als Christ. Es dreht sich für ihn um einen Lebensstil, um ein runderneueres Denken (12,2). Gut möglich, dass die Ermahnungen in 12,9ff. sich auf den Streit innerhalb der Gemeinde zwischen Judenchristen und Heidenchristen bezieht.

13,1-7 kommen uns seltsam vor. Mit einer derart gottgegebenen Ordnung haben wir im 20. Jahrhundert schlechte Erfahrungen gemacht. Vermutlich geht Paulus auf uns unbekannte Fragen in der römischen Gemeinde ein.

Das „Grußkapitel“ 16 ist für das Thema „Frauen in der Kirche“ sehr aufschlussreich. Denn es zeigt, wie viele Frauen in leitenden Funktionen tätig waren. Phoebe wird den Römern vermutlich deshalb so ans Herz gelegt, weil sie den Römerbrief überbringt und weiter gehende Fragen dazu beantwortet. Junia (16,7) wurde im Lauf der Römerbriefauslegung oft zu einem männlichen Junias, weil man sich weibliche Apostel nicht vorstellen konnte.

Achim Zerrer, 11.03.05 / 20.01.08

Noch einmal sage ich euch

Der Brief an die Philipper

Die Münze kullerte über den Boden wie an der Schnur gezogen. Evodia konnte gerade noch rechtzeitig darauf treten, bevor sie unter dem Regal verschwunden wäre. Sie bückte sich und hielt die Münze ins Licht des Schau-fensters. Es war eine von den neuen, die die Stadtväter von Philippi hatten prägen lassen, kaum dass letztes Jahr in Rom der neue Kai-ser ausgerufen worden war. Leise seufzte sie: immer und überall der Kaiser! Auf der Rück-seite der Münze stand er auf einem altarähnli-chen Sockel, direkt vor dem Staatsgott Au-gustus. Jede Wette, es wird nicht mehr lange dauern, bis sie auch den jetzigen Kaiser zum Gott machen werden. Dann wird wieder das ganze römische Reich vom kollektiven Ge-dächtnisschwund getroffen werden, und über Nacht wird niemand mehr wissen, dass der Kaiser auch nur ein Mensch ist. Der mäch-tigste Mann auf Erden vielleicht, aber Mensch.

Persis sagte „Danke“ und nahm Evodia die Münze aus der Hand, zahlte und packte die Lebensmittel in die Körbe. Als sie draußen ins viel zu helle Licht der Sonne blinzelten, sahen sie, dass am anderen Ende des Markt-platzes die Zeremonie vor dem Altar gerade zu Ende ging. Dem Aussehen nach müssten es die Prätorianer-Veteranen sein. Dreimal in der Woche machten sie am späten Vormittag dem Kaiser ihre Aufwartung, sangen ihre al-ten Soldatenlieder und grüßten das Kaiser-standbild und den Staatsgott Augustus, die

gemeinsam auf dem Altar standen. Steinerne Zeugen der Macht des Imperiums.

Der Stolz war ihnen ins Gesicht geschrieben, hatten sie doch persönlich mit dazu beigetra-gen, diese Macht zu festigen. Früher waren sie Elitesoldaten, die für den Schutz des Kai-sers sorgten und dann und wann Spezialauf-gaben ausführten. Nun gehörten sie zur Elite in Philippi. Schließlich war die Stadt vor ein paar Jahrzehnten extra für sie gegründet wor-den als Altersruhesitz. Der Kaiser wusste schon, was er ihnen zu verdanken hatte. Im Stadtrat konnten sie auf eine komfortable Mehrheit zählen und nicht zuletzt rechneten sie es sich als Verdienst an, aus Philippi de facto eine römische Stadt gemacht zu haben. Kein einziges griechisches Verkehrsschild gab es mehr, alles war latein: Hinweisschil-der, Werbung, Urkunden. Wer weiß, viel-leicht kommen ja auch mal Zeiten, in denen man dem Kaiser auf diese Weise zeigen muss, auf wen er sich verlassen kann. Eine Hand wäscht die andere.

Die beiden Frauen schauten sich an und zo-gen die Augenbrauen hoch. Heute Abend, beim Herrenmahl in Lydias Innenhof, würden sie ihre eigenen Lieder singen, von Christus, dem alle Macht gegeben war, der sie aber freiwillig ablegte. Das würden die da drüben nie kapieren. Paulus hatte mal mit ihnen dar-über diskutiert und schwer Schiffbruch erlit-ten. Dann gingen sie schnell weiter; das Abendessen für ihre 35 Brüder und Schwes-

tern kam schließlich nicht von selbst auf den Tisch.

Am Abend eröffnete Lydia die Versammlung mit der Nachricht: „Paulus hat uns geschrieben!“

◆—————◆

Vermutlich hat er das durchaus gerne getan. Die Philipper werden in der Literatur als seine „Lieblingsgemeinde“ bezeichnet. Das soll uns aber nicht dazu verführen, ihr christliches Miteinander als eitel Sonnenschein auszumalen. Schließlich müssen die Mahnungen zur Einheit einen Anlass haben (1,27; 2,2; 4,2.5). Auch das Thema Notwendigkeit der Beschneidung ist für die Philipper noch nicht durch, und Paulus wird doch recht aggressiv, als er darauf zu sprechen kommt. Ebenso ist das Verhältnis zu einigen Gemeindemitgliedern angespannt (1,15). Dennoch ist die Freude ein durchgängiges Motiv des Briefes. Immer wieder gewährt Paulus Einblicke in seine persönliche Befindlichkeit, und auch die Tatsache, dass er den Philippern als einzigen gestattet, ihn materiell zu unterstützen, sagt einiges über die prinzipiell guten Beziehungen des Apostels zur Gemeinde aus.

Freude, die ihm sogar im Gefängnis nicht vergeht. Auch wenn man berücksichtigt, dass die Briefeinleitungen gerne ein wenig dick auftragen, ist das enge Miteinander von Gebet, Freude und der Gemeinschaft der Mitchristen doch beachtlich.

Er erbittet für seine Adressaten Wachstum in der Liebe, was er als die Fähigkeit zu richtigen Entscheidungen konkretisiert (1,10). Es geht also nicht um eine fromme Innerlichkeit, sondern um ein bestimmtes, geistgemäßes Verhalten im Alltag.

Für den Rest des ersten Kapitels kreisen die Gedanken des Apostels um die Bedeutung seiner Gefangenschaft für die Verkündigung des Evangeliums. Sie ist für ihn kein Grund,

Gefangener Christi Jesu

Der erste Abschnitt nach der Eröffnung, 1,3-11, ist fast so etwas wie eine kleine Gebetschule. Erstes Kennzeichen des Gebetes ist demnach der Dank, das zweite die Freude, als drittes tauchen die Mitchristen auf, erst danach kommen die Bitten. Es ist wohl kein Zufall, dass die Bekundungen herzlicher Zuneigung (1,7.8) ausgerechnet im Rahmen eines Gebetes auftauchen. Die Freundschaft zwischen Paulus und den Philippern beruht nicht (nur) auf Sympathie, sondern im gemeinsamen vor-Gott-stehen und der gemeinsamen Berufung (1,5a). Das ist für ihn Grund einer

den Kopf hängen zu lassen. Vielmehr packt er die Gelegenheit beim Schopf, seinen Glauben an Jesus Christus auch vor den Beamten des Kaisers zu bezeugen. Freilich gibt es auch Leute, die das anders sehen. Vielleicht sagen sie: Von wegen Zeugnis, Paulus hat sich einfach zu weit aus dem Fenster gelehnt und ist selbst schuld, dass er hinter Gittern sitzt. - Wir können uns mittlerweile vorstellen, dass diese Sichtweise auch ihre Berechtigung und ihren Zusammenhang mit dem Charakter des Paulus hat. Diesmal allerdings reagiert unser Hitzkopf erstaunlich gelassen (1,18) und kann

anerkennen: Hauptsache, über Christus wird gesprochen.

Die Lage des Apostels ist ernst: Er hält es für möglich, dass er das Gefängnis nicht lebend verlässt. Aber das berührt ihn erstaunlich wenig. Egal, ob er am Leben bleibt oder hingerichtet wird, sein Leben in und durch Christus ist davon gar nicht berührt. Wieder stoßen wir auf seine Kernerfahrung: Leben ist Christus (1,21) – und nicht Erfolg haben, Reisen machen, glücklich sein oder einen Achttausender bezwingen. Diese Verbundenheit mit Christus macht ihn absolut frei. Selbst der Tod macht ihm keine Angst mehr. Und so kann er ganz nüchtern abwägen: Wenn ich das hier überlebe, wäre es schon ganz nett, denn dann kann ich weiter für Christus arbeiten. Da haben wir sie vor uns, die berühmte paulinische Freiheit. Sie gilt nicht nur für den Umgang mit jüdischen Bräuchen, sondern gerade auch dann, wenn es richtig ernst wird.

Von Inhaftierung sind seine Adressaten zwar nicht bedroht, aber ein Zuckerschlecken ist ihr Alltag auch nicht. Sie werden eingeschüchtert (1,28), müssen „kämpfen“ (1,27b) und leiden (1,29). Er macht ihnen Mut, indem er ihren Blick langsam auf Christus lenkt.

Damit schafft er einen eleganten Übergang von seiner eigenen Bedrängnis zu der der Christen in Philippi. Ihnen rät er genau das, was er selbst praktiziert: die eigene Situation vor der Hintergrundfolie des Weges Jesu Christi zu betrachten. Und diesmal belässt er es nicht bei seinem Lieblingsstichwort Kreuz und Auferstehung, sondern holt ganz weit aus.

Das Christuslied in 2,(5/6)-11 beschreibt den Weg Jesu. Er hatte alle Privilegien als Sohn Gottes, hat sich aber freiwillig „erniedrigt“, wurde Mensch unter Menschen, hat in allem ihr Schicksal geteilt. Darum können sich die

Das Vorbild Christi

Menschen an ihm aufrichten, wenn sie vor ihm die Knie beugen - „und nicht vor irgendwelchen Kaiserstandbildern“. Evodia und Persis warfen sich beim Gottesdienst einen kurzen Blick zu. Beide dachten an den Einkauf vom Vormittag ...

Das Vorbild Christi ist logisch gesehen die Voraussetzung für die Ermahnungen in 2,1-4. Die Selbstentäußerung Jesu ist Modell für das Miteinander in der Gemeinde.

Am Schluss des Abschnittes, 2,17f. lenkt Paulus auf seine Gefangenschaft zurück und auf deren unsicheren Ausgang und bringt wieder das Stichwort „Freude“ - bemerkenswert.

Die Gabe der Philipper, die Epaphroditus überbracht hat (2,25; 4,10.14), war wohl eine Unterstützung speziell für ihn als Gefangenen. In Peru ist es zum Teil heute noch so, dass ein Patient erst operiert bzw. versorgt wird, wenn die Angehörigen die nötigen Medikamente ins Krankenhaus bringen. In ähnlicher Weise war es Sache der Angehörigen und Freunde, einen Inhaftierten zu versorgen, oder ihm zumindest mehr als das Überlebensnotwendige zu bringen. Nebenbei wird aus diesen Zeilen deutlich, dass die Kommunikation zwischen Paulus und den Adressaten umfangreicher war als der Brief selbst. Die Philipper wissen, dass Epaphroditus krank gewor-

den ist; dieser wiederum weiß, dass seine Landsleute sich deswegen Sorgen machen.

In 3,2 ändert sich der Tonfall des Briefes radikal. Eben noch hat er erneut die Freude beschworen, jetzt verfällt Paulus unversehens in wüste Beschimpfungen anderer Missionare.

Und wieder: Konflikt

Gut möglich, dass hier ein ursprünglich selbstständiger Brief beginnt, den der Apostel bei anderer Gelegenheit nach Philippi schickte. Dafür spricht auch, dass er Reisepläne typischerweise ans Ende der Schreiben stellt. So würde sich 2,19-30 gut als Schluss eines Briefes machen. Wir hatten das Phänomen bereits beim 2. Korintherbrief kennen gelernt. Es ist gut vorstellbar, dass ein paar Jahre oder Jahrzehnte nach dem Wirken des Paulus die Gemeinden die an sie gerichteten Briefe der Einfachheit halber zusammen gefasst haben, um sie kompakt anderen Gemeinden zur Verfügung zu stellen. War ja verständlich, dass sie die Worte des berühmten Apostels auch mal selbst nachlesen wollten.

Das dritte Kapitel belegt, dass die Schwierigkeiten um das richtige Verständnis der Christusbefolgung kein rein galatisches Problem war. Erlösung geschieht nicht durch äußere Vollzüge, sondern nur durch die Zugehörigkeit zu Christus. Diese Lektion war (und ist) offensichtlich schwer zu lernen.

Gleichzeitig passt Paulus seine neuerliche Argumentation flexibel an die Verhältnisse in der Soldaten- und Veteranenstadt Philippi an. Er schildert, auf welche Vorzüge und Leistungen er stolz könnte (3,4ff.). Aber seine Christuserfahrung vor Damaskus und anderswo hat

ihn in eine völlig andere Richtung gelenkt. Christus ist für ihn das Leben, Er ist die neue Mitte, um die sich alles andere herum gruppiert. Die Kraft seiner Auferstehung (3,10) kann sogar einen Gefängnisaufenthalt verwandeln in etwas Positives.

Der Abschnitt 3,12ff. zeigt, dass die Redeweise von der „Gerechtigkeit durch Glaube“ und von „Gnade“ keine Passivität meint. Die Hände in den Schoß zu legen, gilt nicht. Ein Christ ist immer unterwegs, bemüht, das was ihm als Lebensmöglichkeit geschenkt wurde, in den Alltag zu übersetzen.

Das ist den Christen in den paulinischen Gemeinden auch nicht leichter gefallen als uns Heutigen. Jedenfalls schließt er in Kapitel 4 deutliche Mahnungen zur Einheit und einem freundlichem Miteinander an. Ganz grundlos werden diese Verse nicht hier stehen, ebenso wenig wie jene in 2,1-4.

4,10-20 greifen das Thema von 2,25 noch einmal auf, diesmal als ausdrücklichen Dank für die materielle Unterstützung. Der Abschnitt wirkt ein bisschen zufällig an diese Stelle gesetzt. Aber wie auch immer – Paulus lässt in gewohnter Weise keine Gelegenheit aus, etwas Alltägliches ins Grundsätzliche auszuweiten (4,11-13).

Neben den großen Gedankengängen (Was bedeutet die Inhaftierung für die Verkündigung des Evangeliums? Was meint Christusbefolgung aus Glauben?) enthält der Philipperbrief zahlreiche Verse, die fast schon zeitlos für sich stehen und den persönlichen Glauben im Alltag begleiten können.

Achim Zerrer, 15.03.2008

Gebunden und doch frei

Der Brief an Philemon

Bitte unterschätzen Sie nicht die 25 Verse des Philemonbriefes! Sie lesen sich flott, die Sache scheint klar, bei genauerem Nachhaken steckt jedoch eine Menge dahinter.

Paulus sitzt also – mal wieder oder immer noch - im Gefängnis, im lockeren Vollzug. Eines Tages taucht ein Fremder bei ihm auf. Aber das Gesicht kommt ihm bekannt vor. Der Gast hilft ihm auf die Sprünge: ihre Begegnung fand vorletztes Jahr in der Hausgemeinde von Philemon statt. Onesimus hatte als Haussklave das Essen serviert. Wenn immer möglich, blieb er in der Tür zwischen Wohnzimmer und Küche stehen, um die Gespräche zwischen Paulus und seinen christlichen Brüdern und Schwestern mitzubekommen.

Jedoch war Onesimus nicht im Auftrag seines Herrn Philemon da, er war in eigener Sache unterwegs, genauer gesagt: auf der Flucht. Paulus wird die Augenbrauen hochgezogen haben. Ein Sklave, der von seiner Arbeit türmt, lebt gefährlich. Es gab spezialisierte Trupps, die entlaufene Sklaven aufspürten. Die Überstellung zurück an ihren Dienstherrn dürfte in aller Regel kein erfreuliches Ereignis gewesen sein. Irgendwie bleibt Onesimus aber eine Zeit lang bei Paulus, zumindest in Kontakt mit ihm. Er lernt an Christus glauben, wird vielleicht getauft und irgendwann schickt Paulus ihn zurück zu Philemon, nicht ohne ihm einen Brief an selbigen in die Hand zu drücken.

Darin stellt er den „Fall Onesimus“ in eine größere Öffentlichkeit. Es liegt nicht allein im Ermessen Philemons, wie er mit Onesimus umgeht. Indem Paulus die ganze christliche Gemeinde anspricht, die sich im Haus Philemons trifft, schafft er ein Forum, das vielleicht für eine gnädige Aufnahme des Onesimus sorgt.

Paulus schmeichelt fast schon: er will nicht befehlen, aber er appelliert an Philemon, ihn gut aufzunehmen. Mehr noch: am liebsten hätte er es, wenn Philemon seinen Sklaven ihm zur Verfügung stellt als Mitarbeiter in der Verkündigung des Evangeliums. Und wenn er schon mal dabei ist, Paulus einen Gefallen zu tun, kann er den Sklaven auch gleich in die Freiheit entlassen. Das formuliert Paulus zwar nicht so direkt, aber wenn man will, kann man es zwischen den Zeilen der Verse 16 und 17b lesen. Passen würde es auch zu 1 Kor 7, 21 (Achtung, manche Übersetzungen sind nicht eindeutig. Es muss dort heißen: „*Warst du Sklave oder Sklavin, als Gott dich rief, so mach dir nichts daraus! Wenn dir allerdings die Freilassung angeboten wird, dann nutze ruhig die Gelegenheit.*“). In V. 18f. erklärt sich Paulus bereit, den Schaden zu ersetzen, den Onesimus angerichtet hat. Vielleicht hat er vor seiner Flucht in die Kasse gegriffen, vielleicht ist nur der Schaden durch den Ausfall der Arbeitskraft des Sklaven gemeint. Jedenfalls engt Paulus den Spielraum seines Adressaten, den Flüchtigen zu bestrafen, recht geschickt ein.

Ob Philemon Paulus' Bitte entsprochen hat, wissen wir nicht. Wir wissen nur, dass in Kol 4,9 ein Onesimus als Mitglied der Gemeinde auftaucht und dass Bischof Ignatius von Antiochien im 2. Jhd. einen Onesimus als Bischof von Ephesus kennt.

Hinter der kurzen Story verbirgt sich eine Menge Brisanz. Indem Paulus den Onesimus als Glaubensbruder zum gläubigen Philemon zurück schickt, ändert er die Beziehung der

Nicht mehr Sklaven,
sondern Freunde

beiden. Die Verhältnisbestimmung „Herr – Sklave“ wird ergänzt durch „Bruder – Bruder“. Die Frage ist, ob diese geistliche Wirklichkeit im Sinne von Gal 3,27 die äußeren Realitäten in dieser Welt neu bestimmen. Kann Philemon den Onesimus weiter als Sklaven behandeln und betrachten, wenn sie beide an den einen Herrn Jesus Christus glauben?

Einige christliche Gruppierungen in den ersten Jahrhunderten haben eindeutig Nein gesagt und die allgemeine Sklavenbefreiung im Namen des Glaubens gefordert. Sie galten ruckzuck als Umstürzler, die nicht nur von den staatlichen Behörden verfolgt, sondern auch von Kirchenleuten bekämpft wurden, denen daran gelegen war, das Verhältnis von Kirche und Staat nicht über Gebühr zu belasten.

Paulus sagt weder Ja noch Nein, aber er scheint Philemon in eine bestimmte Richtung lenken zu wollen. Vielleicht muss offen bleiben, wie weit Paulus zu gehen bereit ist. Klar

scheint mir zu sein, dass der Glaube eine neue Realität schafft, die (positive) Auswirkungen auf die Beziehungen der Menschen untereinander hat. Klar ist, dass das Gebundensein an Christus wichtiger ist als alles andere.

Am Ende wiederhole ich mich: Bitte unterschätzen Sie nicht die 25 Verse des Philemonbriefes! - Denn man kann sie auch noch ganz anders lesen.

Zumindest tut dies Norbert Baumert (s. Literaturverzeichnis). Er stellt kritische Nachfragen zur historischen Situation: Ist es wirklich denkbar, dass ein Sklave ein paar Tagesmärsche von A nach B spaziert, sich beim Gefängniswärter als Besucher des Paulus anmeldet, ohne dass der Wärter misstrauisch wird? Sklaven waren gekennzeichnet, je nachdem durch Tätowierung oder am Ohr. Auch steht im Brief nirgends, dass Onesimus ohne Wissen des Philemon bei Paulus ist. Vielleicht war er also doch in offiziellem Auftrag der

eine andere Sicht

Gemeinde des Philemon unterwegs, ähnlich wie Epaphroditus die Gaben der Philipper überbracht hat.

Auch ob Paulus tatsächlich im Knast sitzt, zieht Baumert in Zweifel. Die Fesseln, von denen er spricht, versteht er in anderen Briefen im übertragenen Sinn (2 Kor 2,14) als Gebundensein an Christus, als Verkündigungsdienst für Ihn.

Weiter entdeckt Baumert im griechischen Text des Briefes viele feinsinnige Wortspiele. Das Wort, das in V. 9 mit „Greis / alter

Mann“ übersetzt wird, kann auch „Gesandter“ bedeuten. „Paulus“ ist nicht nur Eigenname des Paulus, sondern bedeutet als Adjektiv im lateinischen auch „klein“. Demnach bezeichnet Paulus sich selbst mit einem Augenzwin-

Paulus, der kleine

kern als „kleinen, unbedeutenden Gesandten im Dienst des Herrn“. Und dies deshalb, weil Onesimus der offizielle Gesandte von Philemon war, in dem Paulus das Talente zu einem richtigen Mitarbeiter des Evangeliums entdeckt, den er seinerseits zu seinem Gesandten machen möchte.

Das gibt die Übersetzung von Vers 10 durchaus her. Dort kann man auch übersetzen „ich bitte um mein Kind ...“ statt „ich bitte für mein Kind Onesimus“. So rekonstruiert Baumert aus den 25 Versen nicht die gefährliche Flucht eines entlaufenen Sklaven und die Fürsprache des Paulus. Er erzählt eine andere Geschichte:

Onesimus gehörte zum Hausstand des Philemon, vielleicht als Sklave - das lässt sich nicht ausschließen - , wahrscheinlicher aber als jüngerer Bruder oder sonstiger Verwandter. Philemon hat sich um ihn gekümmert und Onesimus hat ihm Kummer gemacht. Wir kennen das Phänomen von den Bauersfamilien in den Alpen oder auch im Schwarzwald: der älteste Bruder hat den Hof bekommen, die jüngeren Geschwister haben als Knechte und Mägde auf dem Hof gearbeitet.

Jedenfalls war Onesimus im Auftrag der Hausgemeinde von Philemon bei Paulus und

hat Gaben und Nachrichten gebracht. Er hat sich eine Zeit lang dort aufgehalten (was ein freier Mensch besser tun kann als ein flüchtiger Sklave) und während dieser Zeit muss Paulus einen guten Kern in Onesimus entdeckt haben. Auch das ist denkbar: wenn jemand nicht verstrickt ist in alte, familiäre Muster und Konflikte, kann er auf einmal ganz neue Seiten und Verhaltensweisen zeigen. Paulus legt nun bei Philemon ein gutes Wort für Onesimus ein und hat obendrein einen Vorschlag zur Lösung des Bruderszwists: Onesimus könnte den Mitarbeiterstab des Paulus verstärken und somit in der gleichen Sache wirken wie auch Philemon, der die Christen an seinem Ort um sich schart.

Ich kann die sprachlichen Argumente nicht im einzelnen nachprüfen, kann der Analyse von Baumert aber die Plausibilität nicht absprechen. Dass zwei recht verschiedene Interpretationsmöglichkeiten nebeneinander stehen, liegt an der Kürze des Textes. Je kleiner der Umfang eines Textes, umso mehr ist die Auslegung auf Hypothesen angewiesen. Bei den anderen Paulusbriefen bleiben zwar auch immer wieder Details offen, weil wir nur den paulinischen Teil der Kommunikation kennen (und auch den nicht vollständig), aber meistens nennt er doch Ross und Reiter halbwegs eindeutig beim Namen. Diesen Luxus haben wir beim Brief an Philemon nicht.

Aber egal, ob Onesimus ein flüchtender Sklave, ein offiziell geschickter Sklave oder ein renitenter kleiner Bruder war: klar ist Überzeugung des Paulus, dass die Beziehung zu Christus die übrigen Beziehungen eines Menschen verändert.

Achim Zerrer, 06.04.2009

Christus das Haupt

Der Brief an die Kolosser

Mit dem Kolosserbrief betreten wir das Feld der sogenannten Pseudepigraphie. Es ist gar nicht so leicht zu erklären, was damit gemeint ist. Die Ausgangslage: Der Kolosserbrief gibt zwar vor, von Paulus geschrieben zu sein, ist es aber nicht. Es muss jemand gewesen sein, der sich dem paulinischen Denken verpflichtet gefühlt hat und der versucht hat, es auf neue Situationen anzuwenden.

Ist das nun Fälschung, wenn dem armen Paulus ein Text in die Feder geschoben wird, der dort nie heraus geflossen ist?

Wir kennen aus unserer Zeit das umgekehrte Phänomen: Ein Autor setzt bewusst nicht seinen richtigen Namen auf die Titelseite des Buches, sondern erfindet einen Phantasienamen oder wählt einen Künstlernamen. Das kann sinnvoll sein im Falle von bekannten Autoren, die erreichen wollen, dass die Gilde der Literaturkritiker ihrem Werk ohne Vorurteil begegnet. Es kann sinnvoll sein in Ländern ohne Pressefreiheit, wenn der Autor aufgrund des Inhalts seines Texts Repressalien zu fürchten hätte.

Pseudepigraphie meint die umgekehrte Richtung: ein namentlich nicht bekannter Verfasser stellt seinen Text unter die Autorität eines bekannten Autors. Zunächst sollten wir festhalten, dass das in der Bibel häufig vorkommt. Die sogenannten fünf Bücher des Mose (Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri und Deuteronomium) sind eben nicht von

Mose verfasst worden, auch wenn mehrfach drin steht, dass das so sei. Auch David ist eine Person, die gerne in Anspruch genommen wird als Verfasser. Aber die meisten Psalmen gehen nicht auf ihn zurück, auch wenn die Überschrift der Psalmen das behauptet. Oder Jesaja: Er müsste über dreihundert Jahre geworden sein, wenn er sein ganzes Buch hätte schreiben wollen. Dessen erste Teile wurden im 8. Jh. v. Chr. verfasst, die letzten im ausgehenden 6. Jahrhundert.

Ein Blick über den biblischen Tellerrand hinaus zeigt, dass auch dort das Phänomen bekannt ist: da werden einem berühmten Autoren gleich bündelweise Briefe zugeschrieben, die er nie z Papyrus hat.

Wir sehen: Wenn Pseudepigraphie so verbreitet war, kann man nicht von Fälschungen sprechen. Es war ein anderes Verständnis von Urheberschaft und Originalität. Als echt galt ein Buch, wenn man den Inhalt problemlos mit dem vorgeblichen Autor in Verbindung bringen konnte, wenn man sagen konnte: „Das passt zu ihm!“.

Vor gut 200 Jahren kam die Bibelforschung dahin zu sagen: das passt eben nicht. Im Falle des Kolosserbriefes sind es v.a. der Schreibstil, der nicht recht zum echten Paulus passen will. Im griechischen Original zeigt sich, dass der Verfasser des Kolosserbriefes viel weit-schweifiger, weniger präzise formuliert. Vor allem gibt es an einigen markanten Inhalten

unterschiedliche Akzentsetzungen, die so groß sind, dass sie nicht damit erklärt werden können, Paulus habe halt andere Gesprächspartner im Sinn gehabt.

Was war dann aber der Sinn der Pseudepigraphie? Vielleicht war es das Anliegen, „den Laden zusammen zu halten“ und die Lage nicht noch komplizierter zu machen. Hätte Fritzchen Müller seinen wahren Namen genannt, hätte er zuerst erklären müssen, warum er sich befugt sehe, etwas Vernünftiges zur Lage der Christen in Kolossä sagen zu dürfen. Wir erinnern uns an die Kämpfe des Paulus mit seinen Gegnern, die ihm die apostolische Autorität abgesprochen haben. Indem der Kolosserbrief sich die Verfasserschaft und damit die Anerkennung des Paulus „ausleiht“, kann er viel schneller zur Sache kommen. Nach allem, was wir heute wissen, dient die Pseudepigraphie dazu, das Erbe des Paulus zu bewahren, es aber in unter veränderten Umständen neu zu buchstabieren. Zumindest waren die christlichen Autoren der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts dieser Auffassung.

So ist es also nicht verwunderlich, dass der Kolosserbrief auf den ersten Blick wirkt wie ein Paulusbrief: Dank am Anfang, Grüße am Schluss, ein erster lehrhafter Teil und ein zweiter ethischer Teil. Erst bei genauem Hinsehen merkt man, dass der Autor allgemein schreibt. Er spricht nicht in ganz konkrete Situationen hinein. Paulus hatte immer Namen und Gesichter vor Augen. Das hatte der Verfasser des Kolosserbriefes nicht – zumindest macht er es nicht deutlich.

Er hatte aber sehr wohl ein Feindbild. Und da ist er wieder in gut paulinischem Fahrwasser, der im Galaterbrief oder im 2. Korintherbrief eine klare Front aufmachte und Tacheles redete. Wieder müssen wir die Position der Gegner aus den Antworten und Positionen unseres Autors rekonstruieren. Immerhin fällt das etwas leichter als beim Philemonbrief, der einfach recht wenig Material bot.

Es geht um eine Konzentration auf Christus (2,2), die einige Leute durch „Überredungskünste“ (2,4) abschwächen wollen. So sieht sich der Kolosserautor gezwungen, an die Festigkeit im Glauben zu appellieren.

„Kosmische Mächte“ (2,20) fordern irgendeine Form von Verehrung. Sie zeigt sich in Fastenvorschriften und der Beachtung Heiliger Zeiten (2,16 – das müssen nicht unbedingt Feiertage sein; es könnten auch ungünstige Sternkonstellationen gemeint sein), möglicherweise in sexuellen Tabus (2,21). Wir erinnern uns: Auch Paulus gestand die Existenz von „Mächten und Gewalten“ durchaus zu. Jedoch spielen sie für Christen keine Rolle mehr. Ganz ähnlich argumentiert der Kolosserbrief. Über Christus hinaus kann es nichts Höheres oder Vollständigeres geben (2,3.9), denn er ist das Haupt des ganzen Kosmos (2,10.19).

Überhaupt ist die Betonung des Kosmos und der Schöpfung die charakteristische Eigenart unseres Briefes. Nirgendwo sonst im Neuen Testament wird Christus mit der Schöpfung so eng zusammen gedacht wie im Hymnus 1,15-20.

Achim Zerrler, 11.05.2009

Geeint in Christus

Der Brief an die Epheser

Dass der Epheserbrief zu den Pseudopaulinen zu rechnen ist, erkennt man neben vielen „unpaulinischen“ Formulierungen u.a. an Eph 3,1-12. An der Art und Weise, wie hier gesprochen wird, erkennt man deutlich die Perspektive des Rückblicks. Paulus selbst hatte immer um die Anerkennung seiner gesetzesfreien Heidenmission kämpfen müssen. Es war zu seinen Lebzeiten immer umstritten, ob seine Verkündigung o.k. ist. Im Epheserbrief hingegen ist von diesen Auseinandersetzungen nichts mehr zu spüren. Es ist selbstverständlich, dass Paulus die Frohe Botschaft bei den Heiden verkündet hat und dass ehemalige Juden und ehemalige Heiden gleichberechtigt zur Kirche gehören. Das Wirken des Paulus wird hier schon in seiner kirchengeschichtlichen Dimension geschildert und gewürdigt.

Gleichwohl hat sich die Situation geändert. Zwar ist wiederum die Einheit der Kirche gefährdet, diesmal aber mit umgekehrtem Vorzeichen. Jetzt geht es um die Legitimität der Judenchristen, die zahlenmäßig anscheinend so weit in die Minderheit geraten sind, dass die Heidenchristen vergessen, zu welcher Wurzel sie gehören (vgl. 2,17.22). Paulus musste noch die Existenzberechtigung der Heidenchristen mit aller Vehemenz verteidigen.

Auch das Bild der Kirche deckt sich nicht mehr mit den paulinischen Vorstellungen. Es fällt auf, dass bei der Aufzählung der Geistesgaben (4,11) die charismatisch-chaotischen Begabungen wie Wundertäter, Zungenredner oder Heiler fehlen. Man kann annehmen, dass die Vielfalt der Geistesgaben zu einer großen Unübersichtlichkeit der Meinungen geführt hat. Die Gläubigen wussten nicht mehr, was denn nun eigentlich gilt im Meer der Meinungen (4,14). Als Antwort auf dieses Problem entwirft der Epheserbrief ein eher statisches Bild der Kirche. Christus ist der Eckstein, die Apostel das Fundament und alle anderen das darauf errichtete Gebäude (2,20). In 1 Kor 3,11 wird hingegen nur Christus als Fundament erwähnt. Die Apostel kennen das „Geheimnis“ (3,3) des Heilsplans Gottes, der vorher verborgen war (1,9). Ihr Amt und ihre Aufgabe besteht darin, den „Tempel Gottes“, also die Kirche, aufzubauen.

Mit diesem Modell ist klar, dass die Apostel und ihre Nachfolger die Richtigkeit und Verlässlichkeit der Botschaft garantieren. Bis zur Unfehlbarkeit des Papstes ist es von hier aus zwar noch ein weiter Weg, aber die Richtung ist schon erkennbar.

Der Epheserbrief unterstreicht immer wieder die kosmische Herrschaft Christi und dass alles „durch Christus“ geschehen und auf ihn hingeeordnet ist (z.B. 1,3f). Das könnte der Versuch sein, in der Sprache der damaligen Zeit zu sprechen. In Kleinasien waren alle Arten von Mysterienreligionen und Kulte verbreitet. In ihnen ist viel von „Mächten und Gewalten“ (1,21) die Rede und

von allen möglichen Geistern, die den Raum zwischen Erde und Himmel bevölkern (2,2). Solcherlei Vorstellungen waren den Menschen also geläufig. Der Ephesusbrief greift sie auf und bezieht sie auf Christus. Damit versucht er, integrierend zu wirken, statt kämpferisch oder abwehrend.

Das Weltbild des Epheserbriefes ist offensichtlich nicht das klassische, dreigeteilte Modell von Himmel, Erde und Unterwelt. Statt dessen gibt es nur zwei Bereiche, den himmlischen und den irdischen, wobei zum irdischen Bereich durchaus ein „Luftraum“ gehört, der von allerlei zwielichtigen und verführerischen Geistern (2,3f.) bewohnt wird. Erst darüber kommt die göttliche Sphäre. Die Rede vom „Aufstieg Jesu“ (4,9) entstammt wohl ebenfalls der Vorstellungswelt der heidnischen Kulte und heißt, dass Christus alle Bereiche, gerade auch die dunklen und widergöttlichen, unter Gottes Herrschaft gestellt hat.

In den Kapiteln 4 bis 6 folgen die schon von den Paulusbriefen gewohnten ethischen Ermahnungen. Auffällig ist die Bestimmung des Geschlechterverhältnisses in 5,21-33. „Unterordnung“ kommt uns heute als Maßstab ziemlich unpassend vor. Aber man sollte berücksichtigen, dass der Epheserbrief von einer *gegenseitigen* Unterordnung spricht, also auch den Mann einschließt. Der soll sich ein Beispiel an Jesus nehmen. Dessen Liebe zu den Menschen (5,25) hat ihn immerhin ans Kreuz gebracht. Auch die Weisungen in 4,25-32 machen eine Unterordnung in hierarchischem Sinn oder im Schema von Befehl und Gehorsam eigentlich überflüssig.

Geschrieben wurde der Epheserbrief wohl um das Jahr 90 n.Chr.

Achim Zerrer, 2005 / 11.05.2009

Der ewige Hohepriester

Der Brief an die Hebräer

Ja – er ist sperrig, der Brief an die Hebräer. Aber nach sieben echten und zwei Pseudo-Paulusbriefen kann uns dieses Schreiben nun auch nicht mehr schrecken.

Dass es nicht aus der Feder des Paulus aus Tarsus geflossen sein kann, ahnen wir schon. Zu unterschiedlich sind der Sprachstil und die begrifflichen Welten, in denen sich der Autor bewegt. Über sich selbst gibt er nur indirekt Auskunft: Er kennt sich aus in der hebräischen Bibel, geht virtuos mit den schriftgelehrt-rabbinischen Methoden der Bibelauslegung um, ist bewandert in griechischer Literatur (neben dem Verfasser des Lukasevangeliums und der Apostelgeschichte schreibt er im Neuen Testament das beste Griechisch) und versteht sich selbst als Seelsorger einer innerlich angefochtenen Gemeinde. Aber wie er hieß, wo er gelebt haben könnte und wer er war - dieses Rätsel ist bis heute nicht gelüftet. Dahinter könnte sogar Absicht stecken. Der Autor *wollte* hinter seinem Werk zurück treten, im Unterschied zu Paulus nicht sich selbst als Veranschaulichung einer christlichen Existenz präsentieren und mit Hilfe seiner Worte lieber das Wort Gottes (1,1f.) neu zu Gehör bringen.

Der Inhalt des Briefs an die Hebräer muss also für sich selbst sprechen. Und das tut er, wenn man sich einmal mit den Begriffen angefreundet hat, überraschend deutlich. Die Mahnrede (13,22) richtet sich an Christen, deren Gefährdung nicht von Irrlehrern oder aku-

ten Konflikten herrühren, sondern aus Kraftlosigkeit. Ihr Glaube ist schwach geworden (5,11); sie verlieren die Richtung (2,1); sie können keine Erfüllung der großartigen Verheißungen sehen (2,8) und stehen in Gefahr, sich abzuwenden; die Gemeinde bricht auseinander (10,25). Daher will der Autor ihre Zuversicht stärken (3,6; 4,16; 10,35), er appelliert daran, am Glauben festzuhalten (4,14-16) und das Vertrauen nicht aufzugeben (11,1ff.). Seine Methode ist das theologische (biblische) Argument. Er buchstabiert in den Begriffen und Vorstellungen des alttestamentlichen Kults noch einmal von vorne durch, wer Jesus ist: der Sohn Gottes, der ewige Hohepriester, der uns die Erlösung erwirkt, d.h. den Zugang zu Gott endgültig eröffnet hat (10,19). Er möchte seinen Leserinnen und Lesern erneut die Zustimmung abringen: „Ja, es ist wahr, was wir von Jesus Christus glauben, es ist verlässlich, wir stellen uns bewusst auf dieses Fundament.“

Wir haben also nichts weniger als eine systematische Grundlegung des christlichen Glaubens vor uns. Die Eigenständigkeit dieses Entwurfs macht seine Faszination aus. Er denkt ganz anders als die synoptischen Evangelien, anders als Paulus und noch einmal anders als die Pastoralbriefe oder die johanneische Literatur. Er bereichert den vielstimmigen Chor der neutestamentlichen Christuszeugnisse durch eine klare Wort-Gottes-Theologie, viele Formulierungen, die in unseren eucharistischen Texten wieder auftauchen und

ein Bild von Christus, der ganz Gottes Sohn und Hoherpriester ist, aber gerade deswegen (2,14) ganz auf Seiten seiner Menschenbrüder und -schwestern steht.

Ohne jede einleitende Bemerkung fällt der Autor mit 1,1-4 gleich ins theologische Haus. Wer sich durch die anschließenden zehn Kapitel gekämpft hat, erkennt in den ersten vier

Jesus – der Sohn Gottes

Versen die präzise Zusammenfassung dessen, was auf den folgenden Seiten argumentativ untermauert wird. Er setzt an beim Glaubensbekenntnis „Jesus ist der Sohn Gottes“. Die Gemeinde kennt die Formel als solche schon; sie in ihrer ganzen Bedeutungstiefe zu entfalten, ist Anliegen des Schreibens.

Der Rest des ersten Kapitels ist ein Nachweis aus der Schrift, dass Jesus über den Engeln steht. Wahrscheinlich steht im Hintergrund dieses Beweisgangs gar kein konkretes Missverständnis, so als ob es Christen gegeben hätte, die die Engel irgendwie für mächtiger als Jesus gehalten hätten. Es ist eher der Beginn der vollständigen Abhandlung des Themas. Er möchte klarstellen, dass Jesus über allen anderen Wesen steht. Als ernst zu nehmende Konkurrenz kommt Mose in Frage, der als Übermittler des göttlichen Gesetzes und Prophet par excellence als denkbar bester Mensch galt. Hier stellt unser Autor in 3,1-6 klar, dass Mose Jesus nicht das Wasser reichen kann. Ein anderer Kandidat wäre Melchisedek, von dem es heißt, er lebte ewig (7,3). Aber auch er muss sich Jesus unterordnen (7,26). Bleiben schließlich eben noch die

Engel als reine Geistwesen, deren Verhältnis zu Christus erhellt werden muss.

Der Verfasser findet in den Psalmen (v.a. Psalm 2 und 110 sind für ihn wichtig) einige Verse, die er auf Christus hin interpretiert. Er behauptet also, Gott hätte zu Christus gesprochen: „Du bist mein Sohn“ (1,5). Historisch gesehen war das für den Psalm sicher nicht der Fall. Der hatte zunächst den ganz normalen israelitischen König im Blick. Aber alte, heilige Texte ziehen im Lauf der Zeit immer neue Bedeutungen an. So konnte der König von Psalm 2 auch auf den heiß ersehnten Messias gedeutet werden; unser Autor zieht die Linie noch ein Stück weiter zu Christus. Er kann das nur tun, weil er im Rückblick die Linien und Zusammenhänge erkennt, die im Vorblick nicht abzuschätzen sind. Ausgangspunkt ist die Überzeugung „Jesus ist der Sohn Gottes“. Im Licht dieser Gewissheit findet er in den Psalmen und vielen weiteren AT-Stellen Belege, Hinweise, Andeutungen, die sein Bild von Christus stützen und vervollständigen.

Unser heutiger Umgang mit der Bibel zielt eher darauf ab, einzelne Verse nicht aus dem Zusammenhang zu reißen, sondern größere Textpassagen für sich sprechen zu lassen. Damals war das Verfahren unseres Autors aber gang und gäbe; auch bei Paulus und den Evangelisten lassen sich zahllose Beispiele dafür finden. Wir wenden es aber auch selbst im Alltag an. Immer wieder begegnen wir dem Phänomen, dass die Ereignisse der Vergangenheit plötzlich einen Sinn ergeben, einen Zusammenhang zeigen, der vorher unsichtbar war. Es braucht bloß den entschei-

denden Schlüssel, die Erkenntnis, die das Gesamtbild erkennen lässt.

Und eine weitere Voraussetzung steckt in diesem Verfahren, nämlich die Einheit der Schrift. Es kann nur der eine und derselbe Gott sein, der in den verschiedenen Büchern

dieselbe Stimme in AT und NT

der Bibel spricht, egal ob AT oder NT. Im allerersten Vers seines Schreibens hat unser Verfasser Gott als den redenden Gott charakterisiert und zwar ohne jede Abwertung des göttlichen Redens in den alten Zeiten. Es gibt keinen Qualitätsunterschied des Wortes Gottes im Alten und im Neuen Testament. In x,y bezeichnet er auch die alttestamentlichen Gottesoffenbarungen als „Evangelium“. Diesen Begriff reserviert er also keineswegs für die Predigt Jesu. Immer wieder erklingt im Lauf der Kapitel der Appell zum Hören und zwar immer mit dem Tenor: Wer auf das Wort, das Gott im Alten Bund gesprochen hat, richtig hört, hört und versteht sein erneutes Wort im Sohn (1,2) richtig.

Auf dem Hintergrund dieses spirituellen Verständnisses der Heiligen Schrift erkennt der Hebräerbrief also in verschiedenen Schriftziten eindeutige Belege, dass Jesus von Gott über die Engel gesetzt wurde und die Engel lediglich Dienstfunktion ausüben (1,14), die Erlösung aber bewirkt ein anderer.

Nach dieser theologischen Erörterung schließt sich in 2,1-4 ein Fazit und Appell an, Christus wieder klar als Ziel in den Blick zu nehmen. Hier begegnet uns gleich eine weitere wichtige Argumentationsfigur der Bibelauslegung,

die sogenannte Schlussfolgerung vom Kleineren auf das Größere: Schon zu Zeiten des Mose waren die Menschen verpflichtet, auf das von ihm geoffenbarte Wort Gottes zu hören. Folglich müssen erst recht und noch viel mehr die Christen heute auf das hören, was Gott durch Christus gesprochen hat - denn Christus ist größer als Mose.

Es folgt in 2,5-18 die faszinierende Solidaritätserklärung Jesu mit den Menschen. Noch bevor in 4,14 – 10,18 breit entfaltet wird, warum Jesus Hoherpriester ist, was uns das bringt und welche Konsequenzen es hat, wird Jesus erst einmal ganz und gar an die Seite der Menschen gestellt. Das Missverständnis, als sei der Hohepriester vor lauter „Höhe“ weit weg von den Menschen, soll im Keim erstickt werden. Vielmehr gilt: Jesus ist genau deshalb Hoherpriester, *weil* er zuvor erniedrigt wurde und den Tod erlitt (2,9). Er musste den Menschen gleich werden (2,19). Das ist so etwas wie grundlegende Bewerbungsvoraussetzung für den Job als Hoherpriester am himmlischen Heiligtum.

Im Rahmen dieses Gedankengangs bezeichnet der Hebräerbrief Christus und die Menschen als Brüder; sie gehören grundlegend zusammen. Weil Christus weiß, wie sich Menschsein anfühlt, ist er ein barmherziger Hoherpriester (2,17).

3,7 – 4,13 sind ein groß angelegter Appell, die Chance nicht leichtfertig zu vertun (4,1) und das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren (4,11). Die Gefahr, den Glauben verdunsten zu lassen, erkennt unser Autor bei seinen Adressaten sehr deutlich. Zusätzlich steht ihm die Geschichte des Volkes Israel als warnen-

des Beispiel vor Augen. Im Prinzip haben wir eine Art Predigt über Psalm 95,7-11 vor uns. Darin entdeckt der Verfasser des Hebräerbriefts den Grund, warum Gott in Jesus Christus einen zweiten Anlauf nimmt. Der erste Versuch, das Volk in „seine Ruhe“ aufzuneh-

Gottes Ruhe

men, ist gescheitert. Aber es ergibt sich aus Psalm 95 (3,11; 4,3). Wieder müssen wir sagen, dass der Hebräerbrief die Bibel sehr eigenwillig auslegt. Denn natürlich war das Volk Israel nach der gelungenen Landnahme sehr wohl der Meinung, sein Ziel erreicht zu haben: es konnte sich im verheißenen Land Kanaan niederlassen. Unser Autor aber braucht einen biblischen Beweis dafür, warum Gott einen neuen Anlauf unternehmen musste, und den findet er – wiederum in Übereinstimmung mit althergebrachter Bibleauslegung – in Psalm 95.

Nebenbei sei darauf hingewiesen, dass es Aufgabe aller Brüder und Schwestern in der Gemeinde ist, aufeinander zu achten, damit niemand vom Weg abkommt (3,12f.). Im Hebräerbrief sind also nicht die Gemeindeführer diejenigen, die ihre Schäfchen ins Trockene bringen müssen – alle sind füreinander verantwortlich und achten darauf, dass niemand sein Herz verstockt (4,7).

Als Begriffsbestimmung für das Ziel des christlichen Weges wählt der Hebräerbrief nicht Himmel oder Reich Gottes oder eine der zahlreichen anderen Bezeichnungen; er wählt die „Ruhe Gottes“, eine schöne Formulierung aus dem Schöpfungshymnus.

Hingewiesen sei auch noch auf das aktuelle „Heute“ (3,13; 4,7). Immer wenn die Botschaft von Jesus auf fruchtbaren Boden fällt, ereignet sich dieses zeitlose „Heute“, das den Himmel aufschließt.

Mit 4,14-16, einer Zusammenfassung seiner theologischen Grundüberzeugung, fast wie ein Glaubensbekenntnis, beginnt der Hebräerbrief den Hauptteil des Schreibens, die Entfaltung der Hohepriestervorstellung.

Genau wie ein irdischer Priester in den Tempel hineingeht, um dort seinen Dienst zu verrichten, hat Christus seinen „Dienstort“ aufgesucht. Nur dass dieser Ort natürlich das himmlische, unvergängliche Heiligtum ist. Sein Dienst besteht darin, den schwachen und versuchten Menschen Liebe und Erbarmen zu schenken. Darum können sich die Menschen mit Zuversicht, ohne Angst und voller Hoffnung an Christus wenden.

In 5,1 – 10 nennt er zwei Grundbedingungen, damit jemand überhaupt Priester werden kann. Erstens muss er Mensch sein (5,2), solidarisch mit seinen Menschengeschwistern. Zweitens kann er nicht selbst beschließen: „Jetzt werde ich Priester“, vielmehr muss er von höherer Stelle aus berufen werden (5,4). Beide Kriterien treffen sowohl auf die irdischen Priester, die Leviten zu, als auch auf den Hohenpriester Christus.

Doch an dieser Stelle unterbricht der Brief seine Argumentation und wendet sich den Adressaten zu. Er sagt ihnen nicht gerade schmeichelhafte Dinge (5,11-14). Er fasst sie hart an (6,8), ganz in der Art der damaligen Rhetorik, um die Aufmerksamkeit für die fol-

gende Darlegung zu steigern und um zu unterstreichen, wie wichtig die Ausdauer ist (6,12)

Ein weiterer überleitender Gedanke (6,13-20) besteht darin, die Verlässlichkeit des Glaubens durch den Hinweis auf den göttlichen Eid an Abraham zu untermauern – noch ein Grund mehr, beharrlich zu bleiben.

Die folgenden Kapitel entfalten nun die Argumentation, warum Jesus *der* Hohepriester ist, auf den ankommt (sprich: der uns das Heil schenkt). Sein Priestertum ist nämlich „nach der Art des Melchisedek“. Melchisedek (siehe Gen 14,17-20) wird hier als „Typos“ für Jesus angeführt. „Typos“ meint, dass man an der Gestalt dieses uralten Priesterkönigs ablesen kann, was es mit Jesus auf sich hat: beide sind unsterblich – Melchisedek, weil von ihm weder Vorfahren noch Nachkommen bekannt sind (7,3); Jesus, weil Gott ihn nach seinem Tod am Kreuz auferweckt und „über die Himmel erhöht“ hat. Beide stehen höher als das alttestamentliche Priestertum – Melchisedek, weil Abraham als Stammvater des Volkes Israel sich ihm unterworfen und ihm den Zehnten gegeben hat (7,9); Jesus, weil er eben nicht der Priesterdynastie Aarons entstammt, sondern „aus Betlehem im Land Juda“ kommt. Dieses wiederum muss so sein, weil das Gesetz wegen der Verstocktheit der Menschen nicht erreicht hat, was es erreichen wollte: das Volk in das Land der Ruhe zu führen (7,19).

Weitere Argumente werden angeführt: Jesu Priestertum ist deshalb besser, weil Gott es ihm per Eid zugesichert hat (7,20f.), weil er ein einziger ist und keine ganze Heerschar

von Priestern (7,23), weil er nur ein einziges Opfer darbringen muss (7,27). Wie gesagt, wir haben eine systematische Abhandlung vor uns, die kein noch so kleines Argument auslässt. Und dies alles, um zu zeigen: Jesus ist der Garant des neuen Bundes (7,22).

Was zuvor schon angeklungen ist, wird dann in Kapitel 8 entfaltet: die Gegenüberstellung von alt und neu, von irdisch und himmlisch. Der Blick richtet sich nach oben, zum himmlischen Heiligtum, an dem Christus als ewiger Hohepriester amtiert. Der irdische Betrieb am Jerusalemer Tempel wird als Veranschaulichung der Erlösung angeführt: Durch die Opfer im Tempel sollen Sünden vergeben, der Zwiespalt zwischen Gott und Mensch aufgehoben werden. Dieses Ziel erreicht aber erst Christus, der am Kreuz sich selbst zum Opfer gebracht hat und den Gott durch die Auferweckung zu seiner Rechten erhöht hat, wo er nun als barmherziger Hohepriester für die Menschen eintritt.

Mit den Worten von Jeremia 31,31-34 erklärt er den alten Bund für veraltet und prognostiziert sein baldiges Verschwinden (8,13). Wenn das stimmt, wäre Paulus ins Unrecht gesetzt. Der hatte in Röm 9-11 noch heftig damit gerungen zu zeigen, dass der alte Bund mit all seinen Verheißungen auch nach Christi Kommen gültig bleibt. Daran hält Paulus fest, obwohl ihm die Vertreter des alten Bundes immer wieder größte Schwierigkeiten bereiten. Der Hebräerbrief hingegen lässt nicht die Spur eines Konfliktes mit Juden oder gesetzestreuen Judenchristen erkennen. Er hat weder einen Grund noch die Absicht, die jüdische Religion vor Jesus schlecht zu machen. Er benutzt lediglich das „Material“ und die Begrif-

fe, um das zu schreiben, was er als das Bessere erkannt hat. Das muss man im Hinterkopf behalten, sonst wirken so manche Äußerungen im Hebräerbrief sehr antijudaistisch.

In Kapitel 9 folgt zunächst eine Beschreibung des normalen Betriebs am Jerusalemer Tempel. Dieser war zweigeteilt: im ersten Teil, dem sogenannten „Heiligtum“ wurden im Schichtbetrieb der Priester die täglichen Opfer dargebracht. Im zweiten Teil, dem „Allerheiligsten“ stand die Bundeslade. Sie wurde nur einmal im Jahr, am Versöhnungstag Jom Kippur, vom Hohenpriester betreten.

Wieder benutzt unser Autor diese irdischen Abläufe, um das himmlische Geschehen zu veranschaulichen.

Kapitel 10 bringt zum Ausdruck, dass mit der Lebenshingabe Jesu alle irdischen, von Men-

schen angeordneten Opfer schlichtweg überflüssig und sinnlos geworden sind. Worauf es ankommt, ist der Gehorsam Gott gegenüber.

Ab 10,19 wird das Fazit der theologischen Darlegungen gezogen, ein wenig Zuckerbrot und Peitsche. Sehr beeindruckend ist der Gang durch die ganze Heilsgeschichte in Kapitel 11, wo an einem Beispiel nach dem anderen aufgezeigt wird, was es heißt, Gott zu vertrauen. Diese Beispiele sind für unseren Autor Ansporn (12,1) für die Gegenwart und gleichzeitig Beweis, dass der Weg des Vertrauens und des treu bewahrten Glaubens zur Erfüllung führt. Wer die nur kurz angerissenen Biografien versteht, darf sich profunder Bibelkenntnisse rühmen, wer nicht, weiß jetzt, wo es sich nachzulesen lohnt ...

Achim Zerrer, 18.06.2009

Literaturverzeichnis

Gesamtdarstellungen

Wischmeyer, Oda (Hrsg.): Paulus. Leben - Umwelt - Werk - Briefe. Tübingen, 2006

Eine umfassende Darstellung zu Paulus' Leben und Werk mit einer kurzen Einführung in jeden Brief; geschrieben in erster Linie für Examenkandidaten der Theologie; trotzdem halbwegs verständlich, zumindest im ersten, thematischen Teil. Bei den Zusammenfassungen der einzelnen Briefe stehen dann aber viele griechische Wörter unübersetzt im Text.

E. P. Sanders: Paulus. Eine Einführung. Stuttgart, 1995.

Ed Sanders ist im englischsprachigen Raum derjenige, der Anfang der 90er Jahre neuen Schwung in die Paulusforschung gebracht hat. Die Lektüre seiner Einführung lohnt sich; nicht nur weil man dann mal wieder ein Reclamheft in Händen hält. Er bespricht nicht die einzelnen Briefe, sondern die zentralen Themen des Paulus im Querschnitt.

Paulus. Themenhefte Gemeinde 4/2008. Bergmoser + Höller, 2008

Die "Themenhefte Gemeinde" bringen viele "Bausteine" zu paulinischen Themen. Für meinen Geschmack zu kurz und zu oberflächlich. Aber vielleicht brauchbar für jene, die keine Zeit haben ...

Kath. Bibelwerk: Paulus- Ein unbequemer Apostel. Stuttgart, 2001. In: Welt und Umwelt der Bibel 20/2001

Ein umfassendes, stellenweise theologisch durchaus anspruchsvolles Themenheft: Paulus, der zeitgeschichtliche Kontext und seine Theologie werden gründlich unter die Lupe genommen. Alle Reise-lustigen und geographischen Interessierten kommen mit einem ausführlichen Bildteil zu den Reisen des Apostels auf ihre Kosten.

Kath. Bibelwerk: Paulus - ein Zeuge Jesu und Ausleger des Evangeliums. Stuttgart, 2002. In: Bibel heute 1/2002

Und noch ein Rundumschlag zu Paulus und seiner Zeit: Dieses gut lesbare Themenheft bemüht sich, Paulus als Menschen vor Augen zu stellen, der in seiner Zeit agieren musste- ein guter Hintergrund und eine gute Lesehilfe für die Briefe!

Kommentare

Bei fast allen Bänden des Evangelisch-Katholischen Kommentars macht die Lektüre ohne rudimentäre griechische Sprachkenntnisse keinen Spaß.

Holtz, Traugott: Der erste Brief an die Thessalonicher. Zürich, Düsseldorf, ³1998 (Evangelisch-Katholischer Kommentar XIII)

Kath. Bibelwerk: Paulus. Bibelauslegungen mit Praxisvorschlägen. Stuttgart, 2008

Einige kurze Abschnitte zu wichtigen Themen des ersten Korintherbriefes. Die Praxisvorschläge sind für die Arbeit mit Gruppen gedacht und daher für die private Lektüre nicht so hilfreich. Die Artikel selbst sind empfehlenswert und verständlich.

Schrage, Wolfgang: Der erste Brief an die Korinther. Zürich, 1991 – (Evangelisch-Katholischer Kommentar VII/1 – VII/4)

Ein umfangreiches Werk, das große Detailkenntnis des Autors verrät. Allerdings schwierig zu lesen. Die Ausführungen zur Wirkungsgeschichte ufern aus, ohne dass sie die großen Zusammenhänge sichtbar werden lassen. Bezüge zum Heute oder zu Spiritualität werden nicht deutlich herausgearbeitet.

Baumert, Norbert: Mit dem Rücken zur Wand. Übersetzung und Auslegung des zweiten Korintherbriefes. Würzburg, 2008

Baumert bringt viele interessante Ansätze, um den 2. Korintherbrief besser zu verstehen. Er greift dabei häufig auf Übersetzungen zurück, die von der bisherigen Auslegung abweichen. Ob seine Argumente stimmen, kann ich nicht immer überprüfen. Aber es entsteht ein faszinierendes Gesamtbild eines Apostels, der mit dem Rücken zur Wand steht und sein letztes Hemd gibt, um seine Gemeinde vor Irrtümern zu bewahren. Der Text ist sehr komprimiert, man muss aufmerksam lesen. Immerhin kann man auch ohne griechische Sprachkenntnisse folgen, allerdings die griechischen Argumente nicht nachvollziehen.

Paulus und seine Lieblingsgemeinde (Bibel und Kirche, 64. Jg., 1 / 2009). Stuttgart: Katholisches Bibelwerk, 2009.

Der Schwerpunkt der einzelnen Artikel liegt in der Einbettung der christlichen Gemeinde von Philippi in die Umstände der damaligen Zeit. So wird deutlich, dass der Christushymnus im 2. Kapitel nicht nur fromm, sondern auch politisch ist. Weitere Themen sind die (gefährdete) Einheit der Gemeinde sowie die Stellung von Lydia.

Grün, Anselm: Die Freude wird vollkommen sein. Die Botschaft des Paulus an die Christen in Philippi. Herder, 2005.

Der Verfasser kommentiert den Philipperbrief absatzweise und macht deutlich, wie die einzelnen Bibelverse in mein Leben hinein sprechen. Sehr praktisch und kurz.

Der Philemonbrief (Bibel heute, 1 / 2009). Stuttgart: Katholisches Bibelwerk, 2009.

Eine Sammlung von kurzen, gut verständlichen Artikeln zum Philemonbrief, die die 25 Verse lebendig werden lassen.

Stuhlmacher, Peter: Der Brief an Philemon. Zürich, Düsseldorf, ⁴2004 (Evangelisch-Katholischer Kommentar XVIII)

Ein schnuckelig kleines Bändchen der EKK-Kommentarreihe. Recht verständlich, aber griechische Sprachkenntnisse sollten vorhanden sein.

Baumert, Norbert: Ein Freundesbrief an einen Sklavenhalter? Der Brief des Paulus an Philemon. <http://www.sankt-georgen.de/leseraum/baumert5.html>

Baumert bringt eine in vielen Hinsichten überzeugende, neue Auslegung des Philemonbriefes. Die Argumente sind nur nachvollziehbar, wenn man griechisch kann und die aktuelle Forschungslage kennt.

Schweizer, Eduard: Der Brief an die Kolosser. Zürich, Düsseldorf, ⁴1997 (Evangelisch-Katholischer Kommentar XII)

Grässer, Erich: An die Hebräer. Zürich, Düsseldorf, 1990-1997 (Evangelisch-Katholischer Kommentar XVII/1 – XVII/3)

Der Brief an die Hebräer (Themenheft der Zeitschrift „Bibel und Kirche“. 48. Jahrgang, 4/1993)

Im Unterschied zum Grässer-Kommentar halbwegs nachvollziehbar. In 5 einzelnen Aufsätzen werden verschiedene Schlaglichter auf den Hebräerbrief geworfen.

März, Claus-Peter: Studien zum Hebräerbrief. Stuttgart, 2005 (Stuttgarter Biblische Aufsatzbände 39)

Der Band vereint eine ganze Reihe von Aufsätzen des Verfassers, die zwar durchaus hohe Theologie bieten, aber auch ohne Griechischkenntnisse zu verstehen sind. Es ist kein durchgängiger Kommentar, eher Schlaglichter auf wichtige Teilthemen des Hebräerbriefes.